# Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 1. April 1934 Nummer 7

## Inhalt

Das Fest Jesu . . . . . Martin Rade
Reich Gottes und Menschensohn (Erstes Stück) . . . . Otto Baumgarten
Das große Abendmahl . . . . . Hans Mühle
Moderne Naturfrömmigkeit (Drittes Stück) . . . . Johannes Naumann
Hans von Lüpke zum Gedächtnis . . . . . Adolf Ranft
Hermann Stehr (Zweites Stück) . . . . . Josef Wittig
Drei Fragen an die „Deutsche Glaubensbewegung" . . . . . Adolf Damaschke
Der Familienstandslohn und der neue Wirtschaftsgedanke . . . . . Georg Wünsch
Ursprung und Wandlung Deutschlands . . . . . Walther Classen
Wissenschaft, Glaube, Philosophie (Erstes Stück) . . Hermann Zeltner
Aus meiner Kindheit (Achtes Stück) . . . . . Daniel Greiner
Aus Zeitschriften . . . . . Otto Hubele

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

*Postverlagsort Stuttgart*

Die führende Zeitschrift,
die unentbehrliche Informationsquelle
für jeden, der sich über den Fortgang des deutschen Schrifttums u. Geisteslebens zu unterrichten wünscht.
Berliner Lehrerzeitung

# Die Literatur

## Monatsschrift für Literaturfreunde

Wie die Hausfrau auf das Modejournal, wartet der Literaturfreund auf die „Literatur". Die kritischen Glossen, die unter der Flagge „Zeitlupe" jede Nummer mit hellem Blick ins In- und Ausland eröffnen, fand man früher nicht. — Bühnen- und Buchkritiken, Griffe in Zeitungen und Zeitschriften sowie andere, ständige Rubriken runden jedes Heft anregend ab.
Neue Züricher Zeitung, Zürich

Vierteljährlich M 5.–, Einzelheft M 2.–
Probehefte kostenlos

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

## Die März-Umschau

der Monatsschrift „Christentum und Wissenschaft" behandelt „Die Lebenskunde in der religiösen Unterweisung", eine religionsmethodische Umschau von D. th. O. Eberhard. Das Heft veröffentlicht außer der regelmäßigen „Chronik" und dem Bericht über „Neues Schrifttum" der letzten Monate den interessanten Artikel von Prof. D. F. Ménégoz (Straßburg): „Der ‚natürliche Mensch' als Abstraktion und Wirklichkeit", sowie eine Auseinandersetzung Prof. Dr. Knevels mit Prof. Ernst Bergmanns Buch: Deutschland, „das Bildungsland der neuen Menschheit".
Probehalbjahr M 4.– / für Studenten und Kandidaten M 2.50 / Verlag L. Ungelenk, Dresden-A. 27.

## Das Haus der Christlichen Welt

ist wieder geöffnet
für Gäste

Pensionspreis vier bis fünf Mark

**Friedrichroda**
Schreibersweg 6
Fernruf Nr. 270
Frau M. Blume

# Der Kampf um die Deutsche Kirche

## Eine Kirchengeschichte des Jahres 1933/34

dargestellt für das evangelische Volk von

**Andreas Duhm**

Privatdozent an der Universität Heidelberg

„Es herrscht über die tatsächlichen Vorgänge unendlich viel Unkenntnis und Verwirrung . . . hier Licht hineinzubringen, ist sicher ein Verdienst der Duhmschen Schrift . . . Aber auch sonst hat das Duhmsche Heft seinen Wert. Die grundsätzlichen Bemerkungen sind sehr nützlich zu lesen und zu beherzigen!" Deutsch-Evang. Korrespondenz

„Der Standpunkt des Verfassers ist der einer freien evangelischen Theologie und Kirchenauffassung, die den Deutschen Christen freundlich gegenübersteht, aber auch Sinn für die Werte hat, welche die andern verteidigen zu müssen meinen. Die Hefte, aus Vorlesungen herausgewachsen, sind besonders für Nichttheologen geeignet, sie zum Verständnis der Lage zu führen." Freie Volkskirche

„Wir empfehlen den Bezug dieser wirklich notwendigen ‚Kirchengeschichte des Jahres 1933' allen Lesern sehr. Durchaus unabhängig und klar wird hier mit Hilfe aller wichtigen kulturpolitischen Äußerungen und Dokumente die innere und äußere Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenbaus in der nationalsozialistischen Revolution nachgezeichnet. Dabei werden auch die möglichen Folgerungen für die Zukunft ins Auge gefaßt." Volk und Kirche

„Für jeden kirchlichen Amtsträger und Laien, der sich einen Überblick über die Geschehnisse in der Deutschen Evangelischen Kirche bilden will, sind diese Hefte sowohl zur eigenen Orientierung wie auch zur Verwertung in Schulungs-, Gemeinde- und Vereinsabenden wertvoll. Auch um sich über die besonderen kirchlichen Gegenwartsfragen und die neuen theologischen Probleme zu orientieren (deutsch-religiöse Bewegungen, Arierparagraph, Stellung zum nationalsozialistischen Staat und zum Katholizismus usw.), gehören diese Hefte in die Hände des evangelischen Volkes. Kirchl. Gemeindeblatt für Sachsen

**Heft 1 — Preis eine Mark**
I. Kirche und Welt im Jahre 1933
II. Kirchengeschichte des Jahres 1933
a) der Angriff auf die Kirche im April
b) der Streit um den Reichsbischof im Mai und Juni

**Heft 2 — Preis eine Mark**
c) Die deutsche Reichskirche
III. Die alte und die neue Kirche

**Heft 3 — Preis Mk. 1.20**
IV. Die Deutschen Christen in der Entscheidung (November und Dezember 1933)
V. Dokumente zur Kirchengeschichte des Jahres 1933

**Heft 4 — Preis Mk. 1.20**
Fortsetzung der Dokumente
VI. Der neue Kirchenstreit und sein Ende (Januar 1934)

**Heft 5 — Preis eine Mark**
VII. Der Streit um die kirchlichen Jugendverbände
VIII. Die Bischofsfrage

**Heft 6 — Preis eine Mark**
IX. Die katholische Kirche im neuen Deutschland
X. Die Judenfrage

**Bei Bezug der ganzen Reihe**
**15% Preisnachlaß**

In Vorbereitung:
**Heft 7: Übersicht über die religiöse Gesamtlage**

**Leopold Klotz Verlag / Gotha**

# Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 7 Gotha, 1. April 1934 48. Jahrgang



Das Fest Jesu [Sp. 285] — Reich Gottes und Menschensohn [Sp. 287] — Das große Abendmahl [Sp. 290] — Moderne Naturfrömmigkeit [Sp. 294] — Hans von Lüpke zum Gedächtnis [Sp. 298] — Hermann Stehr [Sp. 303] — Drei Fragen an die „Deutsche Glaubensbewegung" [Sp. 308] — Der Familienstandslohn und der neue Wirtschaftsgedanke [Sp. 310] — Ursprung und Wandlung Deutschlands [Sp. 315] — Wissenschaft, Glaube, Philosophie [Sp. 318] — Aus meiner Kindheit [Sp. 322] — Aus Zeitschriften [Sp. 323] — Bücher und Schriften: Die Entstehung der Kirche im 2. Jahrhundert und die Zeit Marcions (Barnikol); Der Ursinn des Kleinen Katechismus Luthers (Bornhäuser); Das Letzte Reich (Quabbe); Sozialismus und Religion im Deutschland der Nachkriegszeit (Gunz); Die katholische Wiedergeburt der englischen Kirche (Schaefer); Totale Kirche im totalen Staat (Grundmann); Erziehung im neuen Staat (Söllheim); Der Kampf um die deutsche Kirche (Duhm); Von Wanderwegen. Erntesegen. (Feesche) [Sp. 324] — Chronik [Sp. 327] — Verschiedenes: Burbach †; Die Philosophie und die Laien; Vom Kampf in der Kirche; Baumgarten † [Sp. 331] — Anzeigen


## Das Fest Jesu

...Den hat Gott auferwecket und aufgelöset die Schmerzen des Todes, wie es denn unmöglich war, daß er sollte von ihm gehalten werden.
Apostelgeschichte 2, 24

„Aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir voneinander scheiden — ach, sage mir doch, was hat denn der arme, sanftmütige und von Herzen demütige Jesus dir getan? Warum willst du von Ihm gehen? Hast du keine Lebensworte bei Ihm vernommen?" So Schleiermachers Vater an seinen Sohn. Inzwischen rüstete dieser sich, Theologie zu studieren. Wenn Gott der Herr damals herabschaute auf die zwei Menschenkinder — was mag er über sie gedacht haben? Und den Vater Schleiermacher und seinen Glauben (er stand nicht immer so fest) in Ehren: von wem ist mehr Segen ausgegangen in die Christenheit, vom Vater oder vom Sohn? Wer ist seliger gestorben? Vom Sohne wissen wir, unter welch heiligem Frieden er aus der Welt gegangen ist. „Einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde hinnehmen."

Was uns trennt innerhalb der Christenheit: Vorstellungen, Begriffe, Dogmen. Und dabei ist es eine völlige Unmöglichkeit, daß auch nur Zwei von uns die gleiche Vorstellung haben könnten von Ihm, wie er am Kreuze hing, und wie er war, als der Tod ihn nicht hatte halten können. Aber diese Unterschiedenheit unserer Vorstellung hemmt und hindert und stört uns, wenn wir nun wieder miteinander nach Golgatha gehen wollen und dann in den strahlenden Ostermorgen hinein. Oder stört sie uns nicht?

Wie zum Entsetzen und zum Gericht der Christenheit hat Gott die krasse Zwietracht der Kirchenchristen in Jerusalem am heiligen Grabe zugelassen. Ich für meine Person habe niemals in meinem Leben auch nur mit einer Regung meiner Seele eine Neigung verspürt, die „heilige" Stätte zu sehen — um dieses offenbaren Greuels willen. Der fromme Pilger mag das übersehen, vergessen: darf, soll er das?

„Lasset uns Ostern halten, nicht mit altem Sauerteig, auch nicht mit Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern mit dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit." 1. Kor. 5, 8.

Lasset uns Ostern halten und Karfreitag. Es ist das Fest Jesu.

Gut kennzeichnet eine alte Rede die drei hohen Feste der Christenheit: Weihnachten des Vaters, Ostern des Sohnes, Pfingsten des Geistes Fest. Ueber Weihnachten steht geschrieben: „Also hat Gott die Welt geliebet", über Pfingsten: „Ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch." Aber in der Mitte, zur Osterzeit, ist Jesus die Hauptperson: trägt sein Kreuz, stirbt am Kreuz, wird begraben und — „den hat Gott auferwecket und aufgelöset die Schmerzen des Todes, wie es denn unmöglich war, daß er sollte von ihm gehalten werden".

Wie das zugegangen ist, darüber kann kein Dogma uns Begriff und Vorstellung geben. Wenn wir uns das doch einbilden: „Begriffe ohne Anschauung sind leer." Aber hier handelt es sich nicht um ein Leeres. Hier handelt es sich um eine Fülle. Eine Fülle, die überschwenglich ist, die alle Begriffe und Vorstellungen sprengt, um sich als ein unvergänglicher Reichtum in unsrer Seele niederzulassen.

Es gibt ernste Zweifel, törichte Zweifel, tief erschütternde und leichtsinnige Zweifel, Zweifel, die ein wenig Nachdenken an ihren Ort beiseite stellen könnte, und Zweifel, die heilsam sind zu unserer Seelen Seligkeit. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Selig sind wir, „die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare". Ein Sehen also doch, aber des Unsichtbaren, eine Anschauung doch, nämlich ein Schauen des Unschaubaren. „Du kannst Dich fühlbar gnug offenbaren, auch ungesehn!"

Man kommt vom Alten Testament zum Neuen und liest die Evangelien — welch andre Welt umgibt uns! Und diese Welt heißt Jesus. Man stirbt mit Ihm: ja ist man dann tot? Erst recht lebendig wird man. Er stirbt ja nicht! Er ist da, lebt, und wir sollen auch leben.

Wer wirklich unter seinem Kreuz gestanden (nicht unter dem Dogma bloß), wie kann der sich von Ihm abwenden? „Sage mir doch, was hat denn der arme, sanftmütige und von Herzen demütige Jesus dir getan?" Ist's der arme, sanftmütige, demütige, den du nicht magst? Kennst du ihn wirklich nicht anders? Sieht ihn, wer ihn so sieht, ganz? Ist das die Formel für die Erscheinung seines Wesens? War er nicht ein Herr in Knechtsgestalt, ein Held im Unterliegen, ein Unüberwindlicher, vom Tode nicht Unterzukriegender im Sterben? „Jesus lebt, mit ihm auch ich." Es kommt ja schließlich nicht darauf an, ob ich lebe. Ich fühle gar keinen Beruf, keine Nötigung in mir, daß ich vom Tod wieder aufstehen müßte. Aber er sagt's: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Und eine Ahnung, ein Glaube, eine Kraft geht von ihm aus: „Herr, wohin?!"

Lasset uns Ostern halten, das Fest Jesu. Haben wir ihn am Alltag vergessen? Wenigstens sein Fest wollen wir mit feiern. Aber nein, wir feiern ja sein Fest nur, weil und damit er alle Tage bei uns ist. „Seht, ich bin bei euch alle Tage!"

Und wir sprechen an jedem Abend zu ihm mit den Jüngern von Emmaus: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget!" um des Morgens mit ihm aufzuwachen zu neuer Tat:

Früh am Morgen Jesus gehet
und vor allen Türen stehet,
klopfet an, wo man geflehet:
Komm, Herr Jesu, unser Gast! ...

Amen, Ja, es soll geschehen,
Jesus wird heut mit uns gehen,
und wir werden fröhlich sehen,
daß er uns nicht läßt allein.

R

## Reich Gottes und Menschensohn

1

Einen religionsgeschichtlichen Versuch nennt in großer Bescheidenheit Rudolf Otto das Resultat seiner bisherigen wissenschaftlichen Lebensarbeit, vor dem Viele, nicht bloß Theologen, mit mir staunend stehen werden.[1]) Diese Grundbegriffe der religiösen Gedankenwelt Jesu erhalten ihre überraschende Beleuchtung nicht, wie wir gewöhnt sind, aus der neutestamentlichen Kritik und Theologie allein, sondern aus der Fülle der religiösen Anschauungswelt der jüdischen, der iranischen und indischen Religion. Otto ist auf diese Zusammenschau der einander fremdesten Religionssysteme vorbereitet durch seine Studien, die er für seine 1901 erschienene Schrift: „Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung" gemacht hat, dann für seine religionspsychologische Grundlegung der gesamten Religionsgeschichte „Das Heilige", und deren Ergänzung in seinen Aufsätzen über das Numinose, für seine weit ausgreifenden Bücher „Westöstliche Mystik", „Gottheit und Gottheiten der Arier" und „Indiens Gnadenreligion und das Christentum", die von Uebersetzungen wichtigster Zeugnisse der indischen Heilslehre begleitet waren. Was aber diese gelehrten Studien stets in innigster Fühlung mit dem religiösen Leben erhielt, was Otto von allen bloßen Konstruktionen und geistreichen Gegenüberstellungen fernhielt, war einerseits das gleichzeitige Kämpfen um eine Vertiefung und Belebung der christlichen Frömmigkeit und unserer Gottesdienste, andererseits die wiederholte Einkehr bei heutigen Trägern indischer Frömmigkeit. Beim Lesen dieses neuesten Werkes empfand ich immer dankbarer, daß es unserem so sensiblen Freunde vergönnt war, in solcher Gleichzeitigkeit gelehrter und praktischer Beschäftigung mit dem Leben der Religion und Religionen sein keineswegs bloß stilles akademisches Dasein mitten in den Problemen der religiösen Wirklichkeit zu erhalten. So bewährt sich wieder, was sein in vielen Auflagen und Sprachen verbreitetes Buch über „Das Heilige" auszeichnet, die Menge Leben atmender Begriffe, die in einer reichen Typenlehre religiöser Erlebnisweisen sich vor uns ausbreiten.

Einleitend wird die Vorgeschichte der Verkündigung Jesu vom Reich skizziert. Er gehört zu dem nicht bloß in ihm vorhandenen Typus eschatologischer, auf das Weltende wartender Wanderprediger. Die für diesen Typus charakteristische Apokalyptik ist aber durchaus nicht „rein jüdisch", auch nicht bloß „spät-jüdisch", sondern hat alt-arischen Einschlag, ist gespalten in iranische und indische Art. Galiläa war das Durchgangsland für die Pilgerreisen aus dem babylonischen Ostjudentum, das wieder die Brücke bildet zu dem iranischen und durch dieses zum indischen Religionswesen. So finden wir Eschatologie und die ihren Mittelpunkt bildende Lehre vom Reiche Gottes bei dem Galiläer Jesus, der gewiß nicht in orthodoxem und einseitigem Sinne Jude ist. So führt uns Otto dann sofort tief hinein in das „Reich" des iranischen Ahura, das eine Fülle von Parallelen zu den Gedanken vom Reich Jahwes bei Jesus bietet. Er weist aber in seinem Kampf mit dem Bösen zurück in die altindische Welt. Das Reich des Varuna in stetem Ringen mit dem Reich des Gottesfeindes ist genau derselbe religiöse Typus, der in der Eschatologie Jesu uns bereits in seinem Lebenskampf mit Beelzebub entgegentritt. Dann vertieft sich unsere Anschauung vom Himmelreich an Zarathustras und der indischen Veden verwandten letzten Zielideen der Herrschaft des ewigen Geistes, der uns vor die Entscheidung stellt, vor die „endliche Wunderbarmachung der Welt". Wir folgen gespannt der israelitisch-jüdischen Entwicklungslinie und ihrer Beeinflussung durch östliche Ideen von der Herrschaft Gottes. So erhebt sich hinter dem Vaterunser die weite Perspektive der östlich-arischen Eschatologie mit ihrem Dualismus zwischen Himmelreich und Reich der Dämonen. Deren Austreibung wird dann zum wesentlichen Beruf dessen, der das Heil bringt: Jesus ist Exorzist.

Nur tritt die Verkündigung Jesu vom Reiche Gottes ganz in die eschatologische Linie. Denn das Himmelreich ist für Jesus wesentlich künftig, freilich nicht abhängig von unserer Entscheidung. Sehr richtig wendet sich Otto gegen die modernistische (Barthsche) Allegorese; da wird das Kommen und Geschenktwerden des Reiches dahin umgedeutet, daß wir in die Situation der Entscheidung gestellt seien. Es ist aber dem eschatologischen Typus der Verkündigung Jesu eine starke Irrationalität eigen. „Daß diese Irrationalität zum Wesen einer besonderen (religiösen) Haltung gehört, beweist der Umstand, daß sie nicht eine Zufälligkeit ist, die sich nur bei Jesus findet, sondern daß sie sich ‚typisch' wiederholt und mit den gleichen Merkmalen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten aufbrechen kann." Das wird sofort an Zarathustra nachgewiesen. „Die Irrationalität wiederholt sich überall da, wo echt eschatologisches Gefühl lebendig ist." So bei Franziskus und Luther. Wenn man von einer konsequenten Eschatologie redet und ihr eine „wundervolle" Ethik anhängt, bemerkt man nicht die innere Spannung zwischen beiden Momenten. Was für die natürliche Vernunft selbstverständlich eine „Inkonsequenz" ist, hat für das religiöse Gefühl gerade eine innere Logik notwendigen Beieinanders. Hier zieht Otto nur die Konsequenz aus seiner Grundanschauung vom „Heiligen".

Das weitere Kapitel: „Das Originale in Jesu Verkündigung vom Reich, gemessen an der Botschaft und Gestalt des Täufers", ist von großer Durchschlagskraft. Von dem Täufer, der den Tag Jahwes, aber nicht das Nahesein, ja schon Da-Sein des Himmelreichs predigt, hebt sich die Predigt und Gestalt Jesu ab; er verkündigt, daß dies Reich als rettendes Heilsreich schon angebrochen ist. Diese Predigt wirkt als Dynamik, als Kraft eines neuen Wesens sich aus. Wir erfassen hier so recht die originale Grundkonzeption Jesu von der wirksamen Schon-Gegenwart des künftigen Reiches. Diese Ausführungen werfen viel Licht auf Johannes wie Jesus; Otto schildert zugleich plastisch das Schicksal der ältesten „Gestaltzeichnung" Jesu. Wer diese Partie genau liest, der erlebt, daß es eine Exegese gibt, die mehr als gelehrte Tüftelei ist und durch Vergleichung von verschiedenen Texten tiefe Erfassung ihres letzten Sinnes bietet. Wundervoll wird gezeigt, wie ursprüngliche Auffassung bei späterer Umsetzung ins Geheimnisvolle verschwindet, wie z. B. aus den Gleichnissen, die Verbildlichungen geistiger Wahrheit sein wollen, Rätsel werden, die man durch Allegorisieren erraten will.

Nun versenken wir uns in die merkwürdige Stelle, wo Jesus beweist, daß das kommende Reich im aktuellen Kampfe wider Satans Reich schon angebrochen ist. Hier haben wir unbestreitbar uraltes arisch-iranisches Erbgut mitten im Evangelium vor uns, in greifbarer Massivität und Realistik, und haben dann wieder in der Offenbarung Johannis dieselbe Plastik des Kampfes mit der Schlange, amalgamiert mit Zügen chaldäischer Mythologie. Durchweg stellt sich da Jesus dar als „Stück und Organ des rettenden Eschaton" (Letzten). Ich kann hier nicht näher eingehen auf das eindringend behandelte Wort von dem „Gewalt-Ueben" des Reichs, das Otto sowohl als Gewalt-Ueben des Reichs, das von selbst wirkt und packt und wächst, wie auch als Gewalt-Anwenden in gespanntester Entschlußkraft deutet, so eine Fülle von religiöser Erfahrung vor uns ausschüttend. Wie bereichert uns dann die Auslegung der Gleichnisse von der selbstwachsenden Saat, vom Senfkorn und Sauerteig, vom Schatz und vom Netz mit ihrem Rückgang auf die zersprungene erste Fassung: Gottessaat, nicht Menschentat, das Mysterium vom „Von selbst wächst das Reich". Ich hätte nur etwas mehr die Vereinbarkeit des „von selbst" mit dem „Trachtet am ersten nach dem

[1]) Reich Gottes und Menschensohn. München, Beck. 348 S. 9, geb. 12.50 M.

Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit" betont gesehen. Aber wundervoll ist die Deutung des „kindlich", „Kindessinn", in seiner Eigenart angeschaut, intuitiv, nicht definitorisch gefaßt und nachgefühlt. Es spricht sich hier das ganze Pathos des Verfassers gegen penible, gelehrte Exegese aus. „Sein" (des Kindlichen) „hervorstechendster Einzelzug ist der tiefe Wesensgegensatz des Naiven gegen das Reflektierte, des gefühlsmäßigen Erfassens gegen Theorie und Methode, des Unbewußten und Spontanen gegen Bewußtheit, Gewolltheit und Technik", der Schlichtheit gegen verwickelte Kasuistik, „der Einfalt des Herzens gegen Künstlichkeit und Virtuosentum, der natürlichen Offenheit und Empfänglichkeit gegen Verdrehtheit und Verschrobenheit, des unmittelbaren Witterns gegen Ertüfteln und Spintisieren". Dann wieder doch soviel Sinn für das Paradoxe, wie bei der Auslegung von „Das Reich Gottes in eurer Mitte". Jesus *will* etwas Paradoxes sagen, er will verblüffen, er will den Dogmatismus der Fertigen erschüttern und seinen zu engen Rahmen sprengen; er will zwischen Pol und Gegenpol seine Lehre nicht vermitteln, die starken inneren Spannungen seiner Lehre nicht ausgleichen. So hat er „das Hören und Sehen einerseits den Menschen selber und ihrer Verantwortung zugeschrieben, andrerseits darin göttliche Gnadenwahl wirksam gesehen", also Blindheit ebenso als Schuld wie als Verhängnis angesehen. Das Geheimnis wird stets betont, aber als Durchgang zur Klarheit betrachtet. Und so läßt sich zusammenfassend sagen: „Nicht Christus bringt, macht, schafft das Reich, sondern das ‚von selbst' kommende Reich bringt ihn als den Christus designatus[2]) mit." Aber einer sich mehr und mehr entfaltenden und verfestigenden Kirchenidee gegenüber wurden die weiten und lichten, mutigen letzten Gedanken Jesu dunkel und traten zurück.

2

Nun erst tritt neben den eschatologischen Reichsgottesgedanken *die Gestalt des Menschensohnes*. Für den Religionsgeschichtler handelt es sich aber nicht um die Glaubensfrage: Ist Jesus „der Christus Gottes"?, sondern um die ganz andere: „War das Sendungsbewußtsein Jesu messianisch bestimmt, und wenn ja, in welchem Sinne?" Dabei ist die notwendige Kritik nicht mit Skepsis zu verwechseln, wodurch sie dogmatisch würde. Die entscheidende Tatsache ist der Messiasglaube, der Glaube an die Rettergestalt, durch die sich die Gemeinde gerettet weiß für das Ende; die Gemeinde bringt nicht den Messiasglauben hervor, sondern sie ist durch ihn hervorgebracht. Und dieser Messiasglaube bildet die eschatologische Gestalt, die das Reich bei seinem Schon-Hereinbrechen hat. Otto legt allen Wert auf die Feststellung der eschatologischen Logik, die er nicht psychologisch konstruieren will. Zunächst unterscheidet er das Sendungsbewußtsein Jesu von seinen messianischen Einkleidungen. Er schildert im Sinne seines „Heiligen" den Nimbus des Numinosen, des Repräsentanten der Gottheit, jenen Nimbus, der die Gestalt Jesu in ihrem Auftreten, Reden und Handeln umgeben hat und wodurch die Gottheit als gegenwärtig erlebt ward. Obenan steht da die Sündenvergebung, die seine besondere Gabe ausmacht. In Auseinandersetzung mit Wellhausen und Albert Schweitzer gewinnt Otto unter Bevorzugung von Lukas eine ungemein plastische Heilsgestalt des mit dem Gottesgeist gesalbten, Sünden vergebenden, Dämonen austreibenden Trägers des messianischen Sendungsbewußtseins. Für den Kenner der Kritik an den Evangelien eine ungemein fesselnde Partie, die über der eindringendsten Untersuchung der Texte doch nie die große Linie verliert, die Gesamtgestalt des Heilands. Dazu gehört auch die Repräsentation der göttlichen Weisheit. Wenn Jesus, woran nicht zu zweifeln ist, sein eigenes Ich mit der redenden Gottesstimme selber in eins setzt, so ist das ein Zug, der sich bei den alten Propheten nie findet. Jesus denkt überhaupt nicht präexistentiell, setzt sich nicht in Beziehung zu einem schon dagewesenen Sein. Vielmehr ist seine Selbstbezeichnung als Menschensohn stets in Beziehung zu einem erst zukünftigen Sein. Es ist unmöglich, hier eine Anschauung zu vermitteln von diesen uns so fremden Gedankengängen.

[2]) Zum Messias Ausersehenen.

Nun aber kommt die große Ueberraschung: „Der Menschensohn und Henoch." Durch das (apokryphe) Henoch-Buch gewinnt die sonst phantastisch erscheinende Gestalt eines hier auf Erden lebenden, predigend wandernden Menschen, der sich doch für den zum Messias bestimmten, ja „schon" als „Menschensohn" Wirkenden und Leidenden gehalten haben sollte, festeren geschichtlichen Halt. An Stelle der Hyperkritik, die aus dieser Gestalt des Menschensohnes eine Konstruktion einer späteren Gemeinde macht, setzt Otto eine durch Henochs prophetische Gestalt in einem Kreis israelitischer Frommer längst vorbereitete, darum naheliegende Vorstellung. Man wird es mit steigendem Erstaunen lesen, wie bei Henoch Grundbegriffe und plastische Anschauungen des Menschensohnes auftreten, die teils bei Jesus wiederkehren, teils in charakteristischer Weise zurückweichen — z. B. der „Herr der Geister" —, Vorstellungen, die wiederum auf arisch-indische Zusammenhänge weisen. Die gnostisch, mystisch erscheinenden Amalgamierungen dieser Weisheit des Herrn der Geister mit den messianischen eschatologischen Ideen des Judentums lassen erst recht die rein religiöse Gestalt des Menschensohnes als des in Jesus schon gegenwärtigen Heilsträgers der Endzeit erkennen. Bei Henoch wird die Synthese vollzogen zwischen der aus dem Orient gekommenen Idee eines überweltlichen Wesens mit der alten, israelitischen, eigentlichen Messiasidee. Und Jesus nimmt (durch seine rein innerliche und heilige Verkörperlichung der Idee) dieser Synthese wieder die Gefahr der phantastischen Spekulation. Dagegen behielt er die Vorstellung vom Satan, dem großen radikalen Gottesfeind, das arisch-iranische Erbe, als Konzentration seines messianischen Kampfobjektes bei. Wundervoll zeigt Otto das in Größe und Tiefe unvergleichliche Produkt einer schöpferischen Synthese, die aus der lebendigen Berührung zweier religiösen Welten sich erhebt: „ein Vorstellungsgewand, würdig und königlich und fertig bereit für einen, der aus eigenster Art sich berufen weiß, es zu tragen". Hier begegnet uns dann auch eine tiefgehende Gegenüberstellung der körperlich-irdischen mit der seelisch-himmlischen Zukunftshoffnung, die viel zu denken gibt.

Auch in dem folgenden Aufstieg und der Umwandlung Henochs zur endgültigen Menschensohnschaft schimmern überkleidete Ideen des Ostens durch. Die Reise des vollendeten Henoch durch die Sphären an der Hand der ewigen Weisheit ist sehr altes arisches Ideengut, aber vereinfacht und jüdischem Denken, nicht ohne Spannung, angeglichen. Wir sind überzeugt davon, daß es Otto gelungen ist, nachzuweisen: Jesus wollte in seiner Abendmahlshandlung die auf Grund der Gerechtigkeit und Treue, die er in seinem Todesleiden bewies, vom Vater ihm „vermachte" Erbschaft des Reiches weiter seiner Jüngergemeinde zuwenden; das war nicht zufälliger Augenblickseinfall, ist noch weniger Konstruktion einer späteren Gemeindetheologie, sondern das war längst vorgebildet in der Tradition, die Jesus trägt. Nur daß Jesus nicht zu kosmischem Götterwerk, sondern wie Henoch zu reinem Heilswerk berufen war. Die Einkleidung seiner Glaubensidee war allerdings zeitgeschichtlich bedingt, durch überlieferte Vorstellungen; aber sein ganzes Wirken und Verhalten bis hin zu seinem letzten „konsequent eschatologischen" und messianischen Akte, seiner Abendmahlshandlung, entsprechen seiner Idee des Menschensohnes.

(Schluß folgt)

Kiel *Otto Baumgarten*

## Das große Abendmahl

### Reiseerlebnisse in Holland und England

#### 1. *In den Niederlanden*

Die Nordsee rollt die Dünung gegen die holländische Küste. Die Flut hat gerade eingesetzt und singt mit den ansteigenden Wellen das uralte Lied, dem Christus schon am See Genezareth, vielleicht auch am offenen Meer gelauscht haben mag. Tiefe Einsamkeit am Strande. Nur zwei Wanderer gehen schweigend am Meere entlang. Ein Holländer und ein Deut-

scher, die sich erst seit einer Stunde kennen, aber weil ihnen beiden Jesus Christus groß geworden ist, klingt alles vertraut. Vielleicht macht auch die Verwandtschaft des Stammes etwas, denn der Führer der Woodbrooker in Holland ist Friese und ich bin Heidjer. Zwischen uns steht die brennende Frage: Was können wir tun, daß die Arbeiterschaft beim Stampfen der Maschinen und beim Kämpfen um Brot und Arbeit den stillen Ruf von Christus hört: „Kommet her, denn es ist alles bereit!"? Vielleicht ist es in Holland leichter als bei uns, den Ruf Christi zu hören, weil die Arbeiterbewegung niemals derartig gottlose Züge besessen hat wie große Teile der deutschen. Ein Führer der Arbeiterpresse in Amsterdam sagte mir geradezu: „Ich bin nicht meinen Arbeitergenossen verantwortlich, sondern da ist ein Anderes, das mich dazu zwingt." Es war deutlich, daß für ihn die letzte Kraft nicht aus der Arbeitersolidarität, sondern aus Gott kam. Und die Woodbrooker, die von den Quäkern in England ausgehen, sind die stärkste Kampfgruppe in Holland, um Arbeiterschaft und Christus zusammenzuführen. Die ewige Stimme des Meeres raunt noch hinein in die Wochenendversammlungen der Arbeiter, die in dem schönen Heim stattfinden. Sehr oft kommen aber auch an hundert Arbeiter für ein oder zwei Wochen aus dem nahen Amsterdam. Dann geht es um das Letzte: „Hat dein Leben einen Sinn? Ist Arbeitslosigkeit, Krankheit, Armut nur blinder Zufall oder gibt es eine göttliche Fügung?" Und in den letzten Tagen, wenn die Herzen gelockert sind, dann horchen die etwas schwerfälligen und langsamen holländischen Menschen auf das ganz Neue, das jetzt in ihr Leben tritt. Sie hören Christus, weil er ihnen nahegebracht wurde in ihrer eigenen Sprache. Denn der Pfarrer ist selbst ein Arbeitersohn. Und plötzlich muß ich an manche ähnliche Arbeiten in Deutschland denken, und ich spüre, wie überall, wo Christi Wort recht verkündigt wird, das große Abendmahl gehalten wird. Und es ist mir, als komme Christus über das unendliche Meer gewandelt, um wieder seine tiefe Frage zu tun: Hast du mich lieb?

### 2. Auf dem Meer

Unser Schiff dröhnt dem europäischen Kontinent seinen dunklen Baß als Abschiedsgruß zu. Die Taue sind los, und bald liegt das endlose Meer vor meinen gespannten Augen. Ein starkes Gefühl von Freiheit und Weite überfällt mich, die Küste verschwindet mehr und mehr, und bald sehen wir nichts mehr als die tiefgrüne, unendliche Nordsee, den weiten blauen Himmel und die strahlende Sonne. Alle Menschen sind erfüllt von dieser schönen Ueberfahrt, das verbindet uns schneller. Ich komme mit einem Dozenten der Berliner Universität ins Gespräch. Er ist Engländer und seit einigen Jahren von der anglikanischen Kirche hinübergesiedelt zur katholischen. Schnell sind wir in einem hitzigen Streit über die Einheit der Kirche. Jeder spricht von seinem Kirchenstandpunkt aus, mit schlechtverhehlter Ueberschätzung des eigenen. Aber bald spüren wir, daß wir doch am Wesentlichen vorbeireden. Ganz unmerklich kommen wir von unseren Kirchen zum Herrn der Kirchen, und spüren, daß es nur eine Kirche gibt, den Leib Christi, seine Gemeinde in allen Kirchen. Da fällt unsere beiderseitige Ueberlegenheit, und wir erleben, daß wir zusammengehören, mag uns noch soviel an Bräuchen und selbst Sakramenten trennen. Und nun erlebe ich hier draußen auf dem Meere, daß ein Sakrament alle Christen verbindet: das große Abendmahl der Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen.

Es wird Abend, gespenstisch taucht die erste Silhouette von England auf, Kirchen ragen in den Abendhimmel und die Glocken der Bojen läuten ein seltsames Willkomm. England, das Land des Welthandels und nüchternster Geschäftsgesinnung, und wiederum das Land der uns so frömmelnd und fremd anmutenden strengen Sonntagsheiligung. Was wird es mir zu sagen haben?

### 3. In Cambridge unter den Studenten

Um Mitternacht komme ich an, noch die ewige Melodie des Meeres in den Ohren. Auf dem Bahnsteig empfängt mich ein früherer Volkshochschüler vom internationalen Kursus, aber kaum wiederzuerkennen. Er hat einen schwarzen Talar an und auf dem Kopfe ein schwarzes Barett, ein Gruß aus dem Mittelalter. Dann gehen wir durch die im Mondlicht schlafende Stadt. Bald sind wir bei den Universitätsgebäuden, und ich fühle mich mit einem Schlage in das Mittelalter verzaubert. Gotik, Hochgotik, nichts anderes, und selbst die neueren Bauten sind wieder geschmackvoll eingefügt. Ich lebe nun einige Tage unter den Studenten und Dozenten. Alle leben zusammen in den sogenannten Colleges, denn hier ist Universität und Leben der Studenten eine unzertrennliche Einheit. Bis zu 500 Studenten leben in solchen Gemeinschaften zusammen. Jeden Abend essen sie mit ihren Professoren gemeinschaftlich in genau der gleichen Art wie vor Jahrhunderten. Schweres Silber liegt auf den ungedeckten Tischen, die Augen großer Männer, die hier einmal als Studenten munter durch die Gänge stürmten, schauen mahnend herab.

Alles steht zu Anfang, dann schreitet ein Student vor die große Versammlung, um ein lateinisches Tischgebet zu lesen. Jeden Tag sind Gottesdienste, zu denen die Studenten mit weißen Chorröcken gehen. Herrlich sind die englischen Psalmen, die in Wechselchören gesungen werden. So sind hier zwei Welten zusammen, auf der einen Seite: Stille der Andacht in den mittelalterlichen Kapellen, in den Himmel stürmende Gotik des Mittelalters, die vielhundertjährige gepflegte Tradition, aber auf der anderen Seite: überschäumende Sportjugend, die schon auszog, um den zehnten ununterbrochenen Sieg gegen Oxford zu gewinnen. Die Gebäude sind erfüllt mit den Methoden modernster wissenschaftlicher Forschung, und unter den schwarzen Mänteln schlägt ein weltoffenes Herz. Nichts von Frömmelei habe ich erleben müssen. In einem der großen gekäfelten Zimmer saßen wir um das Kaminfeuer. England kennt die deutschen Oefen nicht; man sitzt um das offen lodernde Feuer herum, was ungeheuer gemütlich ist. Ich sollte berichten über das Thema: Christus und die deutsche Jugend. In der Aussprache wieder diese große, letzte Uebereinstimmung über alle trennenden Grenzen des Volkstums hinweg. Ganz besonders empfand ich den Gedanken vom großen Abendmahl hier, weil so viele Farbige da waren. Unvergeßlich ist mir ein Nachtgespräch mit einem Brahmanen, nachdem wir zusammen ein Konzert unseres Meisters Brahms, von englischen Studenten veranstaltet, gehört hatten. Er hatte ein williges Ohr für Christus, wenn er sich bisher auch noch nicht von der Väter Glauben trennen kann. Er ist jetzt als Professor der Philosophie in seine Heimat nach Indien zurückgerufen. Als wir schieden, sagte er zu mir: „Sie müssen mich in Indien besuchen und können dann so lange bleiben wie sie wollen." Es war doch wohl irgendein Kontakt entstanden durch diesen Austausch über die letzten Dinge des Lebens.

Noch ein letztes Mal sehe ich mich mit all den Menschen, es ist in der größten Kapelle. Bis auf den letzten Platz ist die große Kirche voll, nur erfüllt von dem Glanz von Hunderten von Kerzen, die ein eigenes Licht verbreiten. Und nun erklingt von den Studenten gesungen und gespielt das größte Werk von Brahms: Das deutsche Requiem. Ein stiller Ernst liegt auf den Zügen der jungen Menschen: „Denn alles Fleisch ist wie Gras und wie des Grases Blume — aber das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit", — und dies Wort gibt die große Verheißung: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth." Wiederum erlebte ich hier die Wanderung hin zu Christus, der uns zum großen Abendmahl aus allen Völkern berufen hat.

### 4. Das Abendmahl im Hause der Armut des Londoner Ostends

Als ich den mir am meisten befreundeten Studenten fragte, was er werden wolle, erwiderte er: „Erst will ich viel von der Welt erfahren, und dann werde ich den Kragen verkehrt rum tun und Pfarrer werden." (Die englischen Pfarrer tragen durchweg, wie bei uns die katholischen Pfarrer, einen vorn geschlossenen Kragen.) Das war eine weise Losung, die sich auch auf viele andere Berufe übertragen läßt. Viele Hunderte von Cambridger oder Oxforder Studenten gehen nach Abschluß ihrer Studien zunächst in ein Settlement (Siedlung),

um dort dem Volke zu dienen und dadurch das Volk kennenzulernen. Im Osten von London gibt es allein mehr als dreißig solcher Settlements, die alle aus einem religiösen Antrieb heraus entstanden sind. Ich will jetzt vom Oxford-House erzählen. Straßen der Armut, denn Armut ist international, ebenso wie der Reichtum. Vor mir taucht ein Bild auf: immer wieder geht Christus in der Gestalt der Geringsten, von dem Tage an, wo er durch die Straßen Jerusalems zum Kreuz geschleift wurde, bis hin zu den Slums (Pfützen, Bezeichnung des Ostteils von London). Armut und Laster haben sich immer zusammengefunden. Da ist diese Siedlung von Menschen, die vom Lichte herkommen und ein wenig Licht und Wärme verbreiten, etwas von dem Transparent, das in allen Christus hingegebenen Menschen erscheint. Da steht eine rote Steinmasse, eine alte Fabrik, von der Krise begraben. Aber die Oxfordleute haben ihr eine fröhliche Auferstehung gegeben; jetzt ist sie ein Klubhaus für junge Männer geworden; sie summt wie ein Bienenkorb von emsigem Leben. Abend für Abend tun hier junge Männer, was ihnen Freude macht. Ich bin erstaunt, wie programmlos und doch lebendig das ganze Jugendtreiben sich da abspielt. Nicht viel Vorträge, sondern Turnen, Boxen, Billardspielen und Tanzen, das ist so die Hauptsache, die ich sah. Man spürt: hier haben die jungen Menschen ihr Leben sich selbst gezimmert, und man kommt ihnen weit entgegen und läßt sie überall möglichst allein. Man läßt auch Mädel herein, man veranstaltet zweimal in der Woche Tanzabende mit eigenen Kapellen, denn man weiß, hier sind alle besser aufgehoben als in den Tanzdielen. Das Boxen ist eine so ernste Sache wie in Deutschland Geländesport. Ein feines Bild, wie scharf gegeneinander gekämpft wurde, wie man aber schon in der einminutigen Kampfpause spürte: diese wilden Raufbolde sind tatsächlich die besten Freunde.

Und immer höher geht es in der Fabrik. Da — ich traue meinen Augen nicht — werde ich oben auf dem Boden in eine Kapelle geführt, die sich die Jungens selbst eingerichtet haben. Das ist wie ein Wunder und es weht mich aus der Armut der Einrichtung etwas an von dem Geist der urchristlichen Gemeinde. Das Gebälk liegt so tief, daß man nur gebückt gehen kann; mir war es ein Symbol, daß wir uns vor dem Heiligen beugen sollen. Denn das Heilige war hier versinnbildlicht allein in einem großen, schwarzen Kreuz über dem schmucklosen Altar. Aber dieses gewaltige, ganz schlichte Holzkreuz war mir wirklich eine Offenbarung vom Wesen des Kreuzes, das uns sonst so oft durch Glanz und Pracht verkitscht wird in seiner ewigen Botschaft. Und nah dem Kreuz, auf einem der Dachbalken, eine kleine Statue vom Bruder Franz von Assisi, dem Apostel der Armut. Es war ein armselig Ding, vielleicht in einem der hundert jüdischen Altwarengeschäfte um einige Groschen gekauft. Aber hier gehörte er hin, der Verkünder des Sonnengesanges. Und vielleicht weilt sein Geist oftmals hier lieber als bei den Ordensbrüdern, die noch heute seinen Namen tragen. Denn hier begegnet die Armut des Londoner Ostens Christus; Armut, die sonst in keine Kirche geht, die nichts wissen will von den herrlichen Gottesdiensten der Hochkirchlichen. Und ein Wort von Franz von Assisi zuckt durch mein Hirn: Ein Sonnenstrahl reicht hin, um viel Dunkel zu erhellen. Es ist meine Erkenntnis, daß ich hier vielleicht die notwendigste Kapelle sah, notwendiger als die Kapellen sonst im Land, und daß sie sich hier verbindet mit dem Leben, ganz praktisch, denn in einer Ecke entdecke ich eine Höhensonne und tatsächlich wird mir erzählt, daß die Jungen hier nach ihrem Tagewerk im Ruß der Arbeit (London ist die schmutzigste Stadt der Erde, nicht nur die größte) einen Hauch von körperlicher und innerer Reinheit empfangen können.

Das ganze Klubhaus schien mir so im tiefsten Sinne von Christi Gleichnis eine Einladung zu sein, um zu ihm, zum großen Abendmahl zu kommen. Woher die Menschen die Kraft nehmen zu diesem Dienst wurde mir klar, als ich mit ihnen näher in Verbindung kam, insonderheit an ihren Gottesdiensten teilnahm. Unvergeßlich ist mir ein Abendmahl, das wir in einem ganz kleinen Kreise früh feierten. Es war ein singhalesischer Pfarrer, der von seiner Gemeinde dort geliebt wird, wie nur ein Engländer geliebt werden kann. Als ich so zum ersten Male in diesem kleinen Kreise der Mitarbeiter dieses Dienstes an der Armut das Abendmahl in englischer Sprache erlebte, das ausgeteilt wurde von einem farbigen Menschen, da wurde mir der Sinn des großen Abendmahls deutlich. Christus stand vor meinem geistigen Auge und sagte zu den Völkern der ganzen Erde, zu den Mühseligen und Beladenen, zu allen denen, die Hunger und Durst nach Gerechtigkeit spüren: Kommet her, denn es ist alles bereit!

Berlin-Weißensee Hans Mühle

## Moderne Naturfrömmigkeit

(Drittes Stück)

d) Der Gott und die Ethik der Naturfrömmigkeit

d) Hat dieser Naturglaube einen Gott? In manchen seiner Anhänger wohnt eine Scheu, das Wort „Gott" zu gebrauchen. Es wird versichert, der Name Gottes sei allzuoft als Deckmantel für irdische Zwecke gemißbraucht worden. Auch der Zweifel an der Erkennbarkeit alles Jenseitigen macht bedenklich. So schreibt z. B. Bruno Bürgel in seinem 1932 erschienenen Buche „Moderne Weltanschauung": „Ich bleibe auf dem Standpunkt stehen, daß der Mensch wohl ein Ahnen von etwas unnennbar Gewaltigem haben kann, das hinter der Welt und ihren Rätseln, uns verborgen, thront, für das sich aber keine Form finden läßt, das man noch weniger in naiver Weise darstellen kann." Aber die Voraussetzung der Einheit der Naturwelt drängt mit innerer Notwendigkeit auf eine höchste Zusammenfassung ihrer Kräfte hin. Nicht viele Naturgläubige werden so weit gehen wie der Botaniker Johannes Reinke, der erklärt: „Nach meiner Ueberzeugung ist der Atheismus mit einer vorurteilslosen Naturforschung unvereinbar." Aber Dacqué darf auf weitgehende Zustimmung rechnen, wenn er in „Natur und Seele" schreibt:

> Könnten wir die Dinge und Wesen um uns her so tief wahrnehmen, so in ihr Innerstes eindringen, sie so von innen erleben wie uns selbst, so wären wir ihres Wesens ebenso gewiß wie unser selbst. Dann wäre uns nichts mehr fremd in der Welt; wir wären überall daheim, überall würde es uns heimlich; die Natur wäre uns nicht mehr unheimlich und dämonisch. Denn überall fänden wir jenen innersten Kern: Gott... Doch wir Alltagsmenschen können nicht bis zu dieser klaren Quelle vordringen; höchstens auf kurze Augenblicke, wenn wir uns selbst verlieren und ein unerhört ahnendes Schauen haben. Wer es kann und wer davon die Gewißheit der inneren Wahrheit, seiner Wahrheit mitbringt in das gewöhnliche Bewußtseinsleben, ist ein Weiser, unbeschadet der Tatsache, daß auch der weiseste der Menschen unvollkommen unter Unvollkommenen bleibt und sich nie wird überheben können, weil seine aus der Innenschau geschöpften Erkenntnisse eben doch ein Gnadengeschenk sind, das weit über seine Person hinausgeht. Er ist nur Gefäß. Aber er trachte danach, ein reines Gefäß zu sein, um das Gute unverfälscht den Harrenden darzubringen.

Der Gott der Naturfrömmigkeit trägt andere Züge als der Gott der kirchlichen Frömmigkeit. Er ist für seine Bekenner nicht aus einem Familien- und Volksgott zum weltbeherrschenden Vatergott emporgewachsen, sondern er ist die Seele des unendlichen Weltgebäudes, der Urquell alles Lebens, alles Seins. Er hat die Erde nicht gebildet wie ein Baumeister ein Haus baut, er hat den Menschen nicht gestaltet wie ein Bildhauer eine Gestalt formt. Das Wort „Schöpfer" kann nur im übertragenen Sinne auf ihn angewendet werden, insofern er nie aufhört zu schaffen, aber seine Welt ist ewig wie er selbst ewig ist. Wie in einer riesigen elektrischen Zentrale gehen alle Leitungen von ihm aus und zu ihm hin.

Dieser Gott hat etwas Furchtbares in seiner unfaßbaren Größe, etwas Grausames. Was verschlägt es ihm, ob ein einzelnes Wesen glücklich oder elend ist, sich in Seligkeit oder in Verdammnis fühlt; ob das Menschengeschlecht dereinst zugrunde geht und durch eine andere Gattung abgelöst wird, wie das Geschlecht der Sigillarien oder der Saurier zugrunde gegangen ist; ob ein Stern in Stücke zerbricht oder erkaltet! Rings umgibt uns dieser Gott, und doch ist er uns im innersten Wesen ein verborgener Gott. Wir müßten uns schaudernd von ihm abwenden, wenn er nicht gleichzeitig seine Liebes-

boten durch die Welt sendete. Nicht mit Worten, sondern mit stetigem Handeln. Wenn tausend Blüten vernichtet werden, läßt er zehntausend neue erblühen. Von seiner Güte überträgt er einen Bruchteil auf die Sonne, wir fühlen die Güte ihrer Strahlen. „Meine Mutter ist die Sonne, und ich weiß, sie hat mich lieb" (Dehmel).

Beides übersteigt unser Verstehen, die erhabene beängstigende Größe dieses Gottes und die innewohnende Güte. Die Philosophen haben gesucht, diese überpersönliche Art mit dem Worte „Pantheismus" zu erfassen, aber wir fühlen deutlich, daß dieses Wort und dieser Begriff nicht ausreicht.

Ehrfurcht und Gottvertrauen sind die Pfeiler, auf denen diese Frömmigkeit ruht.

Diesem Gott kann man nicht, wie ein Kind seinem Vater, die kleinen Angelegenheiten des Alltagslebens vortragen. Seine Anhänger wissen nichts von dem andringenden, ja anstürmenden Bitten und Flehen, das als Erbteil aus der leidenschaftlichen jüdisch-alttestamentlichen Religiosität in die kirchliche Frömmigkeit übergegangen ist. Ihm gegenüber gibt es — außer dem Lobpreis Gottes — nur ein Gebot: Dein Wille geschehe!

Diese Bitte schließt aber für den Naturfrommen die gleiche Forderung und Verpflichtung in sich, die Luther in seiner Erklärung der dritten Bitte des Vaterunsers in die Worte zusammenfaßt: „Gottes guter, gnädiger Wille geschieht wohl ohne unser Gebet; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns geschehe."

Aus jeder Art der Frömmigkeit ergibt sich eine entsprechende Ethik. Was ist aber der Wille des Gottes der Naturfrömmigkeit? Was ist, von ihm aus gesehen, gut oder böse? Ist er vielleicht jenseits von gut und böse, im Sinne Nietzsches oder im Geiste Hamlets: „An sich ist nichts gut oder böse, nur das Denken macht es dazu"?

Vor einem Menschenalter schien dem Naturgläubigen nur der eine Grundsatz durch das Naturleben zu gehen: Der Starke, Rücksichtslose siegt, der Schwache wird im Kampf ums Dasein niedergetreten. Daraus ergab sich der weitere Gedankengang: Auch der Mensch steht unter diesem Zwange. Er ist ja doch nicht dazu da, um Weltgeheimnisse zu ergründen oder sich seinem Gefühlsleben zu überlassen, sondern um eine möglichst günstige Stellung im Reiche der Natur zu erreichen und zu behaupten. Körperlich schwächer als viele andere Lebewesen, entwickelt er Gehirnwindungen, die ihm gestatten, sinnreiche Werkzeuge zu erdenken und zu benützen, die ihm das Uebergewicht sichern. Auf diesem Wege muß er fortfahren, damit er Herr der Erde ist und bleibt. Der Kampf ist noch nicht zu Ende: hat er nicht mehr mit Löwen und Bären und Wölfen zu kämpfen, so rückt dafür das unheimliche Heer der Bakterien heran, um ihm das Dasein zu kürzen und zu vernichten. Solcher Kampf um das Leben des Einzelnen und der Gattung ist die Hauptaufgabe seines Daseins. Technik und Hygiene müssen in diesem Kampfe ihren Dienst tun. Die Ethik hat die Gesetze dieses Lebenskampfes zu formulieren.

So viel unleugbare Wahrheit in dem Gedanken des Kampfes um das Dasein liegt, so ist er doch in unseren Tagen verblaßt und hat seine zwingende Kraft verloren, weil dieser Gedanke, einseitig verfolgt, zum Zusammenbruch unserer Kultur, zum Weltkrieg, zur gegenseitigen Vernichtung geführt hat. Ein milderer Stern ist über der Natur aufgegangen, der Begriff der „Symbiose". Sind die verschiedenartigen Naturkinder Gottes nicht aufeinander angewiesen? Tier- und Menschenwelt würden sofort zugrunde gehen, wenn die Pflanzen ihnen nicht den zum Leben nötigen Sauerstoff in unabläßiger Arbeit herstellten; die Pflanzenwelt würde verkümmern, wenn nicht die Tier- und Menschenwelt als Gegenleistung die Kohlensäure und Stickstoff für ein fröhliches Wachstum lieferte. Blüten und Falter, Vögel und Beeren gehören untrennbar zusammen, es bilden sich Lebensgemeinschaften zu gegenseitigem Schutz und Nahrungserwerb; selbst die kleinwinzigen Feinde unseres Lebens, sind sie nicht zugleich eine heilsame Gesundheitspolizei, ohne deren Wirksamkeit unser Leben in kurzer Zeit zugrunde gehen würde! Sonne und Planeten und alle die unzählbaren Riesengebilde des Weltalls bedingen sich gegenseitig in einer großzügigsten „Symbiose".

Sollte der Mensch von diesem Gesetz ausgeschlossen sein? Schon Schiller weiß davon: „Suchst du das Höchste, das Beste? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's." Suche es nicht in absondernder Selbstsucht, sondern im Anschluß an das Ganze des Lebens! Es gibt für unser Privatleben und für das Staatsleben viel zu lernen, wenn wir die Augen für das Wirken Gottes in der Natur offenhalten, wenn wir auf dem uns Menschen in die Hand gedrückten kunstvollen Instrument mitspielen wollen in dem millionenfältigen Weltkonzert, lauschend auf das Kommando des großen Kapellmeisters.

Zwei Aufgaben sind dem Menschen gesetzt, die Entfaltung seines eigenen Wesens, soweit sie ohne Störung des Gesamtbetriebs möglich ist, und die Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung. Weil im Menschenwesen Seelisches und Körperliches untrennbar verbunden ist, so ist jede Einseitigkeit nach dieser oder jener Richtung von Uebel; Harmonie ist das zwar nie restlos erreichbare, aber doch zu erstrebende Ziel. Mag die ärztliche Wissenschaft, wie im letzten halben Jahrhundert zu beobachten war, bald mehr den Einfluß des Körperlichen auf die Seele, bald umgekehrt die Macht des Seelenlebens über den Körper hervorheben und in der praktischen Behandlung der Patienten zu fördern suchen, beide, Körper und Seele, sind uns gegeben und müssen lernen, sich zu verständigen und zu vertragen. Mag die Philosophie über die Berechtigung des Zweckbegriffs hin und her streiten, im praktischen Handeln müssen wir unentwegt das Ziel verfolgen: uns dem Willen Gottes, der sich im Leben, in der Wirklichkeit offenbart, mit ganzer Seele unterzuordnen. Wie Driesch sagt: „Mitstreiter Gottes zu sein."

Auch für unser Gattungsleben sind wir dem Herrn des Weltalls verantwortlich. Unser Menschengeschlecht wird verkümmern, wenn wir seinem Winke nicht folgen. Oberflächliche Jünger der Naturlehre haben die Behauptung aufgestellt und befolgt, ungehemmtes Sichausleben der Triebe sei „naturgemäß". Die Entartungen des Sexuallebens der Gegenwart, das so vielfach nur den Genuß sucht, ohne die aus diesem Genuß erwachsenden Verpflichtungen anzuerkennen, beweisen das Fehlerhafte dieser Anschauung. Die Berufung auf die Natur aber ist irrig: Pflanzen und Tiere pflegen kein ungehemmtes Trieben, sondern sie tragen ihr Gesetz in sich, das ihnen feste Beschränkungen auferlegt und die Zeit der Befriedigung begrenzt. Man denke nur still über eine schlichte Bemerkung nach, die Darwin gelegentlich auf Grund botanischer Untersuchungen macht: „Frühzeitige Befriedigung des Geschlechtslebens bringt frühes Verwelken, späte Befriedigung verlängert das Blütenleben." Merkwürdig, daß Schiller, der Kenner der „sinnlichen Natur" des Menschen, auch hierfür das treffende Wort gefunden hat:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
frei im Aether herrscht der Gott,
ihrer Brust gewalt'ge Lüste
zähmet das Naturgebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
soll sich an den Menschen reihn,
und allein durch seine Sitte
kann er frei und mächtig sein.

Diese Sitte ist nur dann gesund, wenn sie der Niederschlag der wirklichen Erfahrung ist.

Ein Unterschied der Sexualethik der Naturgläubigkeit von der durchschnittlichen kirchlichen sexuellen Ethik ist nicht zu verkennen. Die letztere hat sich hauptsächlich in den Zeiten herausgebildet, in denen — vor allem in den Jugendzeiten der germanischen Völker — eine Zurückdrängung und Ueberwindung der überstarken Naturtriebe geboten war; deshalb stellte sie die Niederhaltung dieser Triebe so sehr in den Vordergrund, daß diese oft schon an sich als Sünde erschienen. Demgegenüber betont die naturentstammte Ethik in viel höherem Grade das Berechtigte, das Göttliche der Triebe, sofern sie den gottgesetzten Zweck des Geschlechtslebens nicht aus den Augen verlieren. Ob aber unsere Kultur und Unkultur, ob vor allem unser Großstadtleben dieser Läuterung der Natur-

triebe günstig ist, bleibt eine der schwierigsten Fragen unserer Zeit. Doch der Blick auf das uns umgebende Pflanzenleben läßt uns begreifen, daß auf einer verständnisvollen „naturgemäßen" Pflege des Sexuallebens die Zukunft einer jeden Gattung beruht, auch die des Menschengeschlechts. Was in dieser Hinsicht der einzelne Mensch tut oder sündigt, wirkt weiter bis ins Unendliche. Hierfür das Verantwortungsgefühl wachzurufen und dadurch Einzelleben und Gattungsleben in einen unlösbaren Zusammenhang zu bringen, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung die Ethik der Naturfrömmigkeit ihren Anteil beizutragen hat.

Die Kraft und Tragweite jeder Frömmigkeit richtet sich danach, inwieweit sie dem Tode gegenüber standhält. In einem entscheidenden Punkte stimmt die Naturfrömmigkeit mit der kirchlichen Frömmigkeit überein. Beide bekennen: ich glaube an keinen Tod. Freilich in verschiedenem Sinne. Die kirchliche Frömmigkeit hat ein klar ausgesprochenes Ziel vor sich: „Bei dem Herrn zu sein allezeit." Das irdische Leben steht bis dahin unter der Selbstbescheidung: „Wir leben im Glauben und nicht im Schauen." Der Tod ist die Befreiung von irdischer Haft. Das Gefühlsleben der Naturfrömmigkeit wurzelt in der Verbindung mit den „kosmischen Welten", mit dem „ewigen Kreislauf"; mit dem unaufhörlichen Werden und Vergehen im Unendlich-Großen und im Unendlich-Kleinen. Der Tod ist nur ein Uebergang zu neuem Leben. Deshalb können die Begriffe „Schöpfung" und „Weltende" nicht absolut, sondern stets nur für einen umschränkten Teil des Weltalls gelten.

Alles irdische Geschehen steht unter dem Gebote des Kreislaufs. Wir brauchen nur in ein anerkanntes naturwissenschaftliches Lehrbuch wie etwa Kahn, „Das Leben des Menschen" hineinzuschauen, so wird uns dieser Kreislauf zur Grundregel alles Lebens: Kreislauf des Stickstoffs, der Kohlensäure, des Wassers usw. Das Menschenleben ist davon das Widerspiel. „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser." Sterben wir, so trennen sich die Moleküle und Atome unseres irdischen Wesens, sie warten aber schon brennend auf eine neue Aufgabe, sich neu zu gestalten, eine neue Verbindung und Ganzheit zu schaffen, wann und wo es Gott gefällt. Daher unsere große innere Verwandtschaft mit allem, was da lebt. Leben ist Tod, Tod ist Leben. Eine Zeitlang ging wie ein Gespenst eine Furcht durch die Naturgläubigen — nicht für sich persönlich, sondern für die Mutter Erde und alle ihre Kinder —, die Angst vor dem Kältetod. Wenn alle lebendige Energie in Kälte umgesetzt und in den Weltenraum ausgestrahlt sein werde, dann müsse ewiger Stillstand sein. Bloß für die Erde? Auch für das gesamte Weltall? Seit in der Zerspaltung der Atome eine neue, für menschliches Denken unerschöpfliche Kraftquelle entdeckt worden ist, ist diese Bangigkeit verschwunden oder doch auf unfaßbare Zeit hinausgeschoben. Der ewige Kreislauf regiert unsere Welt und unser Empfinden, für das Gemüt Bewegung und Ruhe zugleich.

Gibt es bei dieser Auffassung für den einzelnen Menschen eine Aussicht auf persönliches Fortleben nach dem Tode? Es erscheint ausgeschlossen. Aber doch taucht nebelhaft der Glaube an eine persönliche Fortdauer auf. Gilt vielleicht das Gesetz der Erhaltung der Kraft nicht nur für die mechanischen Kräfte, nicht nur für das Einzelleben der Atome, sondern auch für die „Ganzheiten", die sich durch zweckvolle Vereinigung von Atomen und Molekülen gebildet haben? Sind solche Ideen nur Wunschgedanken, herausgewachsen aus unersättlichem Lebenshunger, oder liegt ihnen ein höheres Ahnen zugrunde? Nur zweifelnd und blaß treten diese Hoffnungen auf. So meint Hans Driesch (in „Natur und Seele"):

> Nichts spricht unmittelbar für, nichts gegen eine persönliche Unsterblichkeit, aber es ist ein Mittelding denkbar: ein Ueber-Ich, aus dem alle Iche kamen und in das alle Iche wieder versinken, aber unter für uns rätselhafter Bewahrung ihrer Person in der Ueberperson... Was ginge mich der Urgrund an, wenn ich eine ganz sporadische Erscheinung wäre!

Vielleicht lösen sich in einer höheren Sphäre die Rätsel der persönlichen Fortdauer (rein vom Natur-Standpunkt aus betrachtet) in ungeahnter Einfachheit: Ist etwa unsere ganze Vorstellung von Vorher und Nachher nur eine Schwachheit unseres menschlichen Verstehens, während von Gott aus gesehen alles, was da lebt und geschieht, eine ewige Gegenwart ist, ohne Zeit, ohne Vergangenheit oder Zukunft? Uns gebührt Schweigen und Demut vor dieser überwältigenden Daseinsfülle und vor ihren Rätseln.

Wir greifen zurück auf die Frage am Ende des vorigen Kapitels: bedeutet die moderne Naturfrömmigkeit ein Zurücksinken in die Naturvergötterung der Antike (oder auch der germanischen Vorzeit) oder ist sie eine neue Erscheinung des modernen Geisteslebens? Unsere Antwort muß lauten: Sie ist alt und neu zugleich. Alt, insoweit sie aus unmittelbarem Naturerleben herauswächst; neu, insofern in den zwischenliegenden zwei Jahrtausenden und besonders im letztvergangenen Jahrhundert eine ungeahnte Erweiterung und Vertiefung nicht nur der Naturerkenntnis, sondern auch der Versenkung in die Tiefen und Geheimnisse des Naturlebens gewonnen worden ist, die einer eigenartigen Naturfrömmigkeit den Boden bereitet hat. So haben wir das Recht und die Pflicht, diese Frömmigkeit als eine selbständige Größe im Geistesleben unserer Zeit anzusehen und zu beurteilen.

Absichtlich ist die moderne Naturfrömmigkeit ohne jeden Versuch einer Kritik dargestellt worden. Was an Bedenken und Einwänden beachtenswert erscheint, wird im nächsten Kapitel zur Sprache kommen.

Dresden-Zschachwitz Johannes Naumann

## Hans von Lüpke zum Gedächtnis

Das zweite Heft der „Dorfkirche" (Februar 1934), das ganz dem Heimgegangenen gewidmet ist, stellt uns in einer größeren Anzahl von Aufsätzen seiner Mitarbeiter das Lebenswerk Lüpkes vor Augen. Wer sich ein klares Bild davon machen will, der lese dieses Heft gründlich. Ja, er war ein universaler Geist, eine wurzelechte, sich immer mehr läuternde Persönlichkeit, sein Werk treibend in inniger, demütiger Gottverbundenheit. Ein stiller Stern, uns von Gott zum Tröster und Weiser gegeben; für viele Augen aber, wie es der Sterne Art ist, erst dann erkennbar, wenn es dunkel um ihn geworden ist. Wenn ich mich wieder und wieder in diese Gedenkblätter versenke, von denen auch nicht ein Wort auch nur den Schein einer Phrase trägt, muß ich mich mitfreuen und muß Allen mitdanken, die ihrer Verehrung für den Heimgegangenen Ausdruck gaben, weil ich mich so stark in Lebensfreundschaft mit ihm und seiner Familie verbunden weiß, daß seine Ehre gleichsam auch meine Ehre ist, wie sein Leid und seine Freude von jeher die meinigen waren.

Wie wunderlich führt Gott oft seine Werkzeuge, die er zu Großem bestimmt hat! Nie hätte der junge Theologe daran gedacht, einst eine Dorfkirchenbewegung hervorzurufen. Er, der norddeutsche Aristokrat, der Großstädter, von hervorragender philosophischer Begabung, besonders ausgerüstet für die Aufgaben der systematischen Theologie, hatte zunächst keinen größeren Wunsch, als die akademische Laufbahn zu beschreiten. Noch bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein klagte er darüber, daß die Dorfkirchenarbeit ihm gar keine Zeit gelassen hätte, seine lutherische Ethik zu schreiben. Aber aus Liebe zu seiner Mutter, die ihn so sehnlich ins Pfarramt wünschte, gab er den Gedanken an die Dozentenlaufbahn auf. Wie er damals, Anfang der 90er Jahre, von Hannover nach Thüringen verschlagen wurde, ist den älteren Freunden der CW bekannt.[1]) Zunächst hatte er danach eine schwere Erkrankung zu überstehen. So ist es verständlich, daß er, als er in Clodra in Thüringen in sein erstes Pfarramt eingeführt werden sollte, noch am Morgen der Einführung sich ernstlich vornahm, den Superintendenten zu bitten, von ihr abzusehen. Aber merkwürdig, gerade an dem Tage mußte der Vorgesetzte sich merklich verspäten, so daß gar keine Zeit mehr zu irgendwelcher Unterredung war. Die Glocken läuteten, man eilte in die Kirche, und Lüpke mußte wohl oder übel seine Antritts-

[1]) Auf Grund seiner Prüfungsarbeit beanstandete man in der streng lutherischen hannoverschen Landeskirche seine theologische Denkweise. D H

predigt halten. So trat er ins Pfarramt ein. Aber die großen Schwierigkeiten, die für ihn, den großstädtischen Gelehrten und Norddeutschen, sich ganz besonders in einer Thüringer Bauerngemeinde zeigten, veranlaßten ihn, bei seiner großen Gewissenhaftigkeit, in einem längeren Urlaub doch noch einmal eine „schöpferische Pause" zu machen. Dann kam er als Pfarrer in die kleine Dorfgemeinde Thalbürgel. Hier spann sich, da wir in der Nähe wohnten, unsere Freundschaft allmählich an. Was ihm in seiner ersten Gemeinde schon schmerzlich gewesen war, daß es ihm zunächst nicht recht gelingen wollte, an die Seelen der Thüringer Bauern heranzukommen, das empfand er auch hier. Denn Lüpke konnte sich nicht wie manche Andere damit beruhigen, daß er doch das Evangelium schlecht und recht predigte. In diesem Ringen um die Seele des Bauern ging ihm der eigentümliche Wert der dörflichen Sitte und uralten Brauchtums auf; er erkannte die Bodenverwachsenheit des Landbewohners. So setzte er hier seine Arbeit an. Er faßte das Volk ins Auge, so wie es war, mit seinem Lieben und Hassen, Fürchten und Sorgen, seinen Freuden und Leiden. Wie hat doch oft eine Unkenntnis oder gar Verachtung dörflicher Sitte die Tätigkeit des Pfarrers einfach lahmgelegt! Die dörfliche Sitte galt es zu schonen, zu beleben, zu läutern, mit christlichem Geist zu erfüllen. Auch neue Bräuche suchte er zu schaffen. Man denke an seine Erntefestgottesdienste, an seine Gestaltung der Tauffeier, wo die Jugend nicht nur singend, sondern auch handelnd zugegen war. Der Dorfjugend überhaupt wandte er seine ganze Liebe zu. Welch packenden Konfirmandenunterricht zeigt sein „Jugendglaube"! Aber nicht in Vereinen suchte er die Einzelnen zu sammeln. Die ganze Jugend, die ganze Gemeinde galt es zu erfassen. Leicht wurde es ihm auch in Thalbürgel nicht gemacht: Unverständnis, ja selbst Spott von mancher einflußreichen Seite, Gleichgültigkeit und Fremdheit gegen den Norddeutschen von anderer, ließen ihn nur Schritt für Schritt vorwärtskommen. Aber daß solche Arbeit, immer vom Innersten aus schaffend, doch nicht vergeblich war, beweist das schlichte Wort, das ihm ein alter Bauer bei seinem Weggang aus Thalbürgel sagte: „Herr Pastor, Sie sind uns Allen so viel gewesen." Ein solches unerwartetes Urteil konnte ihn in seinem demütigen Sinn bis zu Tränen beglücken und war ihm ein Gottesgeschenk.

Bei seiner Bescheidenheit hätte er wohl nie daran gedacht, mit seinen Dorfkirchen-Erlebnissen in die weitere Oeffentlichkeit zu treten. Da entdeckte ihn Sohnrey. Und so kam es, daß uns unser Freund im Sommer 1907 im Thalbürgeler Pfarrhaus mit dem Programm der „Dorfkirche" überraschte. Am 15. Oktober erschien ihre erste Nummer, und von da an ist sie all die Jahre regelmäßig in unser Haus geflogen. Nun wurde er einfach gezwungen, sich mehr und mehr in seinem Denken und Arbeiten auf die Dorfkirchensache zu konzentrieren. Als Herausgeber hat er Vorbildliches geleistet; wie waren die Nummern alle aus einem Guß! Wie sorgte er auch um einen äußerlich künstlerischen Eindruck jedes einzelnen Heftes? Stundenlang konnte er mit seiner treuen Lebensgefährtin oder mit gerade anwesenden Freunden nach einem geeigneten „Füllsel" suchen! Welchen Wert hatte aber auch Jedes davon!

Unterdessen war er 1911 zum Superintendenten in Auma in Thüringen ernannt worden. Man hielt ihn zur Führung junger Theologen, zur Betreuung einer Ephorie für besonders geeignet, und sicher werden sich manche seiner damaligen jungen Pfarrer dankbar seiner erinnern. Aber schon war aus dem einstigen Ruf die Berufung geworden. Die zahlreichen Ephoralgeschäfte hielten ihn zu stark von seiner eigentlichen Dorfkirchenarbeit ab, der Begriff einer äußerlichen Ehrung kam für ihn gar nicht in Betracht, und so nahm er während des Krieges mit Freuden die Aufforderung des Freiherrn Börries von Münchhausen, nach Windischleuba bei Altenburg zu kommen, an.

Eine besondere Anregung für seine Arbeit erfuhr er während seiner Aumaer Zeit durch die Teilnahme an einer Visitationsreise des Bischofs Teutsch in Siebenbürgen. Interessant waren die Briefe, die er an seine Frau aus diesen Tagen schrieb. Der Aufbau der Siebenbürgener Dorfgemeinde war ihm immer ein Ideal rechter Dorfgemeinschaft, wenn er sich auch nicht ganz ohne weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragen läßt. Bald danach schlossen sich seine Leser — in Hessen zuerst — zu einer Gemeinschaft zusammen, die ihre regelmäßigen Dorfkirchen-Tagungen abhielt. Und wir empfingen, so lange wir uns noch räumlich nahe waren, dankbar von einer jeden ein persönliches Echo. Von einer dieser Tagungen kam er besonders beglückt zurück: das war jene Marburger Tagung, an der auch zwei katholische Amtsbrüder teilnahmen. Hier erlebte er etwas von der „Una Sancta". Wie hatte es ihn bewegt, als die katholischen Brüder ihrer Besorgnis um die evangelische Schwesterkirche Ausdruck gaben und sagten, wie sie für ihre Erhaltung beteten. Denn, sagten sie, die deutsche katholische Kirche verdanke ihre Innerlichkeit der Kirche Luthers! Wie er sich weiterhin der Bauernhochschulen angenommen hat (hier schwebten ihm als Vorbilder die dänischen vor), für die er eine neue Zeitschrift redigierte, „Die neue Saat", das alles muß man in der „Dorfkirche" nachlesen.

„Er ist ein Prophet", sagte einmal nach einem Festvortrag ein Kirchenführer von ihm. Ja, schon vor dreißig Jahren hat er das Wesen des Volkstums, den Wert der Sitte entdeckt, das Bauerntum als den Quell und Gesundbrunnen des Volkes gewertet, und erst spät kam die Wahrheit und Wirklichkeit, die er erschaut, zum Durchbruch. So begrüßte er mit Freuden die neue Zeit, dankbar, es noch erleben zu dürfen, wie sein Gedanke und sein Werk in ungeahnter Breite und Stärke aufgenommen wurde, wenn auch seine schaffende Vorarbeit von den Meisten, die neu hinzukamen, kaum mehr gekannt wurde. Vielleicht aber, daß sein Tod für Manche, die nichts von ihm wußten, blitzartig den Weg erleuchtet, den er vor ihnen vorbereitend gegangen ist. So darf man wohl überzeugt sein, daß für die reifen, verantwortungsbewußten Führer der neuen Zeit die Persönlichkeit und das Lebenswerk dieses ältesten Vorkämpfers und stillen Helden eine ernste Verpflichtung bedeutet, es gründlich kennenzulernen und ihm nachzuleben.

Prophetenlos. Nicht nur darin, daß er einst gleichsam wider seine Neigung und seinen Willen in seine Tätigkeit berufen wurde, auch nicht darin, daß er sich in seinem tiefsten Wollen und Streben von manchem seiner Anhänger nicht verstanden fühlte. Als die neue Zeit anbrach, gedachte Niemand seiner. „Warum rief man dich nicht?" schrieb ihm ein treuer Jugendfreund. Eine Sehnsucht ging noch in Erfüllung: er erhielt einen Lehrauftrag an der Universität Göttingen. Seit Jahren hatte er dies ernstlich gewünscht; er hoffte dann in seinen Vorlesungen seine ganze Dorfkirchenarbeit geschlossen vorzutragen und dann zu veröffentlichen. Ein Vierteljahr nur hat er diese Arbeit treiben können, dann kam der Tod. Unvollendet bleibt so vieles Große im Leben. Gottes größte Rätsel für unsere kurzsichtigen Menschenaugen.

Aber Lüpke war ein viel zu universaler Geist, als daß er sich ganz einseitig auf die Dorfkirche eingestellt hätte. Er war auch ein gründlicher Theologe, ein unmittelbarer Schüler Wilhelm Herrmanns, dazu ein feiner philosophischer Kopf, zumal auch für Psychologie. Was haben wir doch in den Jahren in Thalbürgel und Eisenberg, als wir noch so nahe beisammen wohnten, daß wir uns regelmäßig abwechselnd besuchen konnten, für köstliche Gespräche und Auseinandersetzungen gepflogen auf all diesen Gebieten! Welches Interesse hatte er für die sexuelle Frage, besonders im Hinblick auf die Erziehung, als Wegener „Wir jungen Männer" schrieb und uns die Notwendigkeit eines gleichen Buches für junge Mädchen auf die Seele legte, eines Buches, das leider nie geschrieben worden ist. Nun, die Zeit ist ja, wie über so Vieles, auch über diese Nöte, in der Gestalt, wie sie sich damals aufdrängten, hinweggeschritten. Nie aber über so manche grundlegenden Natur- und Seelengesetze, wie sein intuitiver Geist sie damals mit uns erarbeitete. Mit welcher psychologischen Schärfe konnte er die Charakterentwicklung und das Schicksal in Wechselwirkung beleuchten von Menschen, an denen wir sorgend teilnahmen. Hatten wir auch in Auma und Win-

dischleuba unsere schöne Gemeinschaft festgehalten, so führte seine Versetzung nach Isenhagen uns darin räumlich recht auseinander. Die Hannoveraner hatten nach Jahrzehnten das ihm einst angetane Unrecht wieder gutmachen wollen und riefen ihn in die kleine, stille Dorfgemeinde am Rande der Lüneburger Heide. Er selbst verließ nicht gern das Thüringer Land, das ihm, dem Vertriebenen, einst Obdach und Heimat geboten hatte. Aber seine Frau hatte sich ganz im stillen immer nach der norddeutschen Heimat und den norddeutschen Menschen gesehnt; ihr Heimweh konnte er durch die Annahme dieser Berufung stillen. So kam er von 1919 an nur noch hie und da zu uns in die Großstadt, oder wir kehrten ein in dem für uns fast wie ein Märchen wirkenden Pfarrhaus in der Heide. Dann gab es aber immer so viel von den gegenseitigen Erlebnissen und Schicksalen und Sorgen um die allmählich heranwachsenden Kinder zu erzählen, daß für Anderes nicht mehr allzuviel Zeit blieb. Und wenn der abgearbeitete Dorfkirchenmann zu uns in die Großstadt kam, war es wiederum unsere Sorge, die wenigen Tage ihm ganz zur Erholung und zur Entspannung zu gestalten, soweit das bei dem Berg von Korrekturen, die meist schon vor ihm ankamen, überhaupt möglich war.

Auch in der Mitgliedschaft zum Evangelisch-sozialen Kongreß wußten wir uns verbunden, da ja Volkstum ohne rechte soziale Gesinnung nicht denkbar ist. Daß er im Laufe des Krieges und in den letzten Jahren sich von der CW mehr zurückzog, obwohl er Mitglied der Vereinigung der Freunde blieb und er, besonders die Seinen, öfter Gäste des Heims in Friedrichroda waren, lag daran, daß er jedweden „Pazifismus" scharf ablehnte. Ich bat ihn, seine Anschauungen einmal in der CW darzulegen, doch fand er dazu keine Zeit.[2]) Während wir uns in dem Allem weitgehend einig waren, gingen unsere Anschauungen über den Arierparagraphen stark auseinander. Bei aller Hochachtung des Judentums — er schrieb mir einmal: „Selbst ein Jude kann das Judentum nicht höher schätzen als ich" — glaubte er doch, um der Reinheit der Rasse willen, für den Arierparagraphen in der Kirche noch Verständnis haben zu müssen. Seine Kampfesweise war stets vornehm und gerecht. Sein Tod brach leider zwischen uns die Auseinandersetzung über das alles ab. Das aber wissen wir: „Wir irren noch im Dunkel, Du fandest längst nach Haus" — in die Klarheit, in das ewige Licht.

Lüpke war auch Künstler. Das empfand man schon damals in seinen jungen Jahren bei dem ersten Blick in das Thalbürgeler Pfarrhaus. Wie harmonisch und lebendig war doch von ihm und seiner gleichgesinnten Frau dieses kleine, von außen so unansehnliche Haus gestaltet worden! — Seine musikalische Begabung war empfangend und schaffend zugleich. Oft erzählte er, daß er im Traum unaussprechlich schöne Musik hörte und meinte, sie aus Ewigkeitsgründen zu vernehmen. Unvergessene Stunde, als er uns im Heidehaus einmal nach einem Mondscheingang Beethoven spielte! Manche schätzten sein durch und durch beseeltes Spiel fast noch höher ein als das seines Bruders Gustav, des eigentlich musikalischen Künstlers der Familie. Frei und leicht erschloß sich ihm auch die Dichtkunst. Seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die er zur Hochzeit vortrug oder seinen kleinen und großen Patenkindern zum Geburtstag sandte, waren alle wirklich Gedichte! Ergreifend die Lieder beim Tode seines geliebten Bruders Gustav, der im Kriege fiel. Was er seiner Dorfkirche in all den Jahren als Dichter geschenkt hat, wissen seine Freunde ja. Ein besonders erschütterndes Lied auf die Toten des Weltkrieges, besonders auf die jungen und jüngsten (Dorfkirche VIII, 335), immer verbunden mit den Geheimnissen der Natur und Erde wie mit der ewigen Welt, steht noch jetzt unauslöschlich vor uns wie ein stilles altes Bild. Bruder Gustav hatte kurz vor seinem Tod zu diesem Lied eine feine Melodie gefunden. Sie wurde leider nicht aufgezeichnet und ist versunken.

Am direktesten ins Zentrum seiner Persönlichkeit scheint mir unter den Aufsätzen der Gedächtnisnummer der von Holtz „Von der Hoheit der Demut" zu gehen. Ja, er war ein Mann von innerster Bescheidenheit. Diese brachte es mit sich, daß man oft erst nach längerem Verkehr seine geistige Bedeutsamkeit voll erkannte. Er ließ gern Andere zu Worte kommen und konnte in der Debatte geduldig zuhören und schweigen. So hatte man ihm gegenüber nie ein bedrückendes Gefühl, das einen so leicht bedeutenden Menschen gegenüber überkommt. Schlicht und innerlich, ohne Phrase und ohne berechnenden Schmuck war seine Rede und Predigt; aber doch hatte man bald den Eindruck, daß er ein wirklicher Redner war. Auch die äußerliche Lebensführung durchdrang dieser wesentliche Charakterzug der Schlichtheit. Hier erlebte man in jahrzehntelangem Miteinandergehen eine völlige Unabhängigkeit den irdischen Genüssen gegenüber; er war dauernd mit den wirklich wichtigen und wertvollen Lebensgütern verbunden. Vor dem Krieg ein kindlich fröhlicher Genießer aller dargebotenen und damals ja reichlich vorhandenen schlichten Genüsse, stellte er sich sofort und ganz selbstverständlich auf die allergrößte Einfachheit um, als im Krieg und nach dem Krieg sein deutsches Volk litt und entbehrte. Nie war er Asket im eigentlichen Sinn. In echt franziskanischer Bedürfnislosigkeit, mit strahlendem Lächeln, konnte er die Schönheit eines Apfels preisen und, wenn es sein mußte (oder freiwillig), auch einmal ganz ohne Nahrung sein. In seinen letzten Lebensjahren war er, aus Gesundheitsgründen, ganz Rohköstler, aber ohne sich je aufzudrängen. War er bei näheren Freunden zu Gaste, die seine Bedürfnisse kannten, war er immer schelmisch besorgt, daß seine Gastgeberin ihm nicht aus lauter Liebe ein Stück Fleisch dazwischenmogelte. Aus all diesen Zügen erkennt man schon die Gabe köstlichen Humors, die ihm eigen war, und mit der er manch müdes Menschenherz oftmals mehr erquickt hat als mit Trostworten. Er liebte es, heitere Geschichten zu erzählen oder durch eine gewagte Behauptung zu verblüffen, wobei er erst nach einer ganzen Weile, schalkhaft lächelnd, die Sache aufklärte. Mit zunehmendem Alter, zumal in seinen letzten Lebensjahren, die besonders reich an Kummer, wie auch mannigfachen körperlichen Leiden waren, reifte sein Humor zur vollen Tiefe des „Lächelns unter Tränen". Er fand die Kraft, in seine Umgebung das fromme Licht der Freude und Heiterkeit immer tröstlicher hineinleuchten zu lassen.

Zu all diesen liebenswerten Eigenschaften gesellte sich noch eine unerschütterliche Treue. Er war ein Mann, auf den man sich in jeder Lebenslage verlassen konnte. Wenn es galt, den Freund zu trösten, zu beraten, ihm zu helfen, konnte er kostbarste Zeit und Kraft opfern, nie ließ er ihn im Stich. Man fühlte sich tatsächlich bei ihm geborgen; so erlebte man seine Freundschaft als ein wahres Gottesgeschenk. Seine Familie entwickelte sich zu einer starken Geschlossenheit. Tief und sorglich umhegte er seine Else, die „das große, heilige Schicksal seines Lebens" war, wie sein Jugendfreund Eugen Kühnemann in seinem Abschiedsgruß in der „Dorfkirche" so ergreifend sagt. Wie lebte er von Kindheit auf mit seinen Kindern! Auch die Patenkinder rechnete er mit ein; um sie konnte er heiß kämpfen. Köstlich konnte er Familienfeste gestalten, Advent mit der Adventsrose, Weihnachten mit dem mit Lilien geschmückten Baum, die Geburtstage, auch die der Freunde! In früheren Jahren waren, besonders zur Weihnachtszeit, die meisten seiner damals schon ganz verwaisten Geschwister, wie auch die elternlose Schwester seiner Frau, in aller Selbstverständlichkeit mit eingeschlossen. In dem mannigfachen Leid seines Lebens versagte seine demütige Ergebung nie. Das alles hatte auch für unsere Freundschaft das Gesicht einer schweren, tiefen Geschichte. Am schwersten traf ihn vor vier Jahren der unerwartete Verlust seiner geliebten Lebensgefährtin. Seit diesen Tagen zog etwas von der Sehnsucht nach „Jerusalem, der hochgebauten Stadt" durch seine Seele, und auch das schlichte Nachwort seines Sohnes in der Gedächtnisnummer der „Dorfkirche" läßt etwas ahnen von dieser heiligen Sehnsucht! Denn er war ein aufrichtiger Christ. Christus war ihm seines Lebens Inhalt, Luther war ihm der Deuter des Evangeliums. Wie er in Luther lebte, bewies er ja immer in seinen Aeußerungen und

[2]) Einen kurzen Beitrag zur Kriegsschuldfrage lieferte er der CW noch 1932, Sp. 382. D H

Aufsätzen in der „Dorfkirche“, auch in seinem feinen Büchlein über Luthers Bergpredigt, das zuerst in Gestalt von Aufsätzen in der CW erschienen ist. Aus der ewigen Welt Gottes erwuchs ihm zu neuem Schaffen immer neue Kraft und Freudigkeit bei so mancher körperlichen Schwäche; was wollte er lieber, als daß auch sein liebes deutsches Volk, dem seine ganze Lebensarbeit galt, auf diesem Grund erbaut werde? Wie namenlos litt er deshalb auch unter der Krisis in der Kirche! Sein letzter Brief an mich war so voll Klagen über Unwahrhaftigkeit in der Kirche.

Nun hat ihn ein plötzlicher Tod ohne Schmerz und ohne Kampf all dieses Streites und Schmerzes enthoben. Nun ist er eingegangen, der treue Knecht, zu seines Herrn Freude! So möge über seinem Leben und Sterben das Wort stehen, von dem er uns selbst einmal schrieb, daß es seines Lebens Inhalt wäre, und daß er wünschte, es in seiner Sterbestunde noch mit einem letzten Seufzer ausdrücken zu können: „Ich will den Herrn loben allezeit; sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.“

Hermsdorf (Thüringen) Adolf Ranft

## Hermann Stehr

### 2. Das Werk

Leben und Werk stehen bei den Menschen in ganz verschiedenem Verhältnis. Manches Leben wird ganz aufgesogen vom Werke. Daß ein Mann ganz aufgehe in seinem Werke, wird oft als Ideal gepriesen. Hermann Stehr ist anderer Meinung, und er sei gepriesen, daß er dies so deutlich sagt und vormacht. So spricht er: „Wie Goethe nicht gelebt hat, um zu dichten, nicht dichtete, um zu leben, sondern weil er lebte, so darf kein Mensch sein Leben als pures Hilfsmittel für sein Werk, seine Arbeit mißbrauchen. Sondern um der Wert- und Wesenssteigerung der nie ganz erforschbaren Tatsache Leben willen, als Erscheinung einer vollkommen unbegreiflichen höchsten Wesenheit sollen wir wirken und arbeiten!“ Da steht das Leben nicht mehr da als Knecht des Werkes; es erhöht und erfüllt aber das Werk, so daß es ein zweites Wunder wird. Das Werk kann und soll Leben werden; nie aber darf das Leben aufgehen im Werk. Das ist der alte katholische Sonntagssinn in Hermann Stehr. „Mein Werk“, so sagt er ein andermal, „ist mir Leben geworden; so bin ich ein Edler (ein Freier). Welcher Knechtschaft wäre ich verfallen, diente mein Leben nur meinem Werke!“

Es gibt eine Mystik des Werkes. Wir wissen von uralter Theologie, daß jede Handbewegung, wieviel mehr noch ein sich vollendendes Werk, nicht nur eine Wallung an der Oberfläche des Menschen ist, sondern aus Urtiefen kommt; daß immer eine andere Hand, ein anderes Wesen dabei ist. Von dieser Mystik seiner Arbeit sagt Hermann Stehr:

Lange bevor ich von meinem Werk irgend etwas sehe oder weiß, merke ich an einer großen Unruhe und Reizbarkeit, dem gesteigerten Bedürfnis nach Einsamkeit oder tollen Extravaganzen und anderem, daß ein Neues sich in mir vorbereitet. Es kommt mir immer näher, steht in mir, aber wie hinter einer Wand oder einem Schleier; ich höre reden und verstehe nicht, merke sein Leben und sehe es nicht; eine peinigende Unruhe, trage ich es lange umher. Es ist mir, als wüßte die Welt der Menschen und der Natur das Geheimnis, das ich ihr aber nicht abjagen kann. Plötzlich, durch die Gestalt einer Person, das Wort eines zufällig Vorübergehenden, den Ton eines Liedes, durch irgend Nebensächliches, zerreißt der Schleier, und mich überfällt das Werk in seiner markantesten Szene, meist in seinem Endereignis. Das sieht mein Auge ganz deutlich, mit allen Details; ich sehe, höre alles ganz körperlich. Nach und nach steigen da und dort, wie Spitzen eines nebelverschütteten Bergzugs, aus dem Zusammenhang gerissene Szenen auf, ebenso deutlich und merklich wie die erste; und durch ein Bewußtsein, das hinter oder unter dem gewöhnlichen steht, ahne ich den Zusammenhang, von dem mir jedoch nichts sicher ist als sein gewisses Vorhandensein. Das sind die Stunden der Empfängnis, denen kein Glück auf Erden zu vergleichen ist.

Aber immer schwebt noch alles jenseits der Erde, und ich kann den Zugang nicht finden, bis sich mir einmal das Tor von selbst öffnet. Dann dringe ich vor, im Rücken wissende Augen, die mir über die Schultern sehen, an einer unsichtbaren, sicheren Hand. Es ist, als ließe sich jene Welt nieder auf diese Erde, bekannte Häuser, Menschen, Aether, alles in ein noch nie gesehenes Licht tauchend, das ein mir bis dahin Verborgenes an jedem offenbart. Alles Leben in meinen Werken spielt sich, wenn ich schreibe, wirklich um mich ab. Die Männer gehen durch die Stube, daß es dröhnt, rufen, daß ich erschrecke; die Leute weinen zum Erbarmen und lachen, daß mir das Herz aufgeht. Oft stehe ich so im Banne einer Person, daß ihr Wesen einige Zeit das meinige unterjocht. Dann bin ich verwandelt und habe zur Verwunderung meiner Umgebung ganz neue Manieren, Redeweisen und Anschauungen. Mein Wort redet und spielt mit mir oft mitten in der Gesellschaft; dann kann niemand mehr mit mir etwas anfangen; ich bin abwesend. Jedes Wort bringt seine Idee mit sich, und ich erkenne sie, wie sie mir fortschreitend alles offenbart.

Von da aus schafft uns Hermann Stehr einen ganz wundersamen Weg zum Verständnis der Lehre von der Inspiration der Heiligen Schriften. Wer diese leugnen wollte, müßte ihn Lügner nennen. Aber alle echten Dichter würden für ihn einstehen. Und sein Werk selber spricht für ihn. Da ist nichts von einer klug errechneten Konzeption, nichts von einer gewöhnlichen Abschrift der verstandesmäßig erfaßbaren Welt. Da ist alles Schauen und Horchen. Manche sagen: Hermann Stehrs Bücher gefallen mir nicht. Denen gefällt aber auch die wirkliche Welt nicht, wie Gott sie geschaffen. Sie lieben bloß das bißchen Sonnenschein auf der Erde, nicht aber die Dunkelheiten und Furchtbarkeiten. Hermann Stehr schreibt nicht zum Wohlgefallen der Menschen, nicht zur leichten Unterhaltung und Verträumung des Lebens. Nicht das Leben trügerisch zu verschleiern ist er da, sondern es zu entschleiern. Dieses freilich auch nicht, um nur Elend, Wirrnis und Dunkelheiten zu zeigen, wie es viele Dichter der realistischen Richtung tun, sondern um das ewige Licht durchblicken zu lassen durch Elend, Wirrnis und Finsternisse. Von einer seiner Gestalten hat ein Kritiker gesagt, sie mute ganz und gar biblisch an, und das sei eine Seltenheit in der modernen Literatur. Ich sage: alle seine Gestalten muten biblisch an, nicht nur der Grafschafter Schieber Gudenatz, über den Gott Gewalt bekommen hat.

Wir wissen doch alle, daß nur die Oberfläche des Lebens einigermaßen den Forderungen des Idealismus entspricht; daß wir selber nur mit großer Mühe die Außenfront des Lebens einigermaßen diesen Forderungen anzupassen vermögen. Was spielt sich denn in den Häusern und Herzen selbst unserer frommen und lieblichen Grafschaft ab? Wohl ist der Himmel in allen Häusern. Gott läßt sich nie ganz vertreiben. Aber jedes Haus hat seine Dämonie, und manchmal steht es lichterloh in den Flammen der Hölle. Aber diese Hölle ist doch noch im Bereich Gottes, sie ist das Schmiedefeuer Gottes.

Wir stehen nicht in der Welt süßer Liebesromane, sondern wir stehen in der Welt Hermann Stehrs! Deshalb umspielen seine Erzählungen und Romane immer wieder unser Land und unsere Orte. Ganz nahe ist er uns gekommen. Eine wunderbare Stunde lebt er in der Glatzer Pfarrkirche mit Gudenatz, dem Schieber. Er fährt auf unserer Eisenbahn von Glatz bis Dittersbach. Auf dem Mittelsteiner Bahnhof spielt die furchtbare Szene, in der Gott seinen letzten Hammerschlag auf das Herz des Schiebers tut. In Dittersbach wird Peter Brindeisner in die Flut des Wassers und die Flut Gottes gelockt. In Neurode spielt der Roman „Leonore Griebel“, die unglückliche Mutter eines Neuroder Geistlichen. „In Hausdorf geht's los!“ heißt es noch in der Romantrilogie, an der Hermann Stehr heute noch arbeitet. Der merkwürdige Revolutionär Ignaz Wildner ist im 48er Jahr in den Dörfern um Neurode tätig.

Merkwürdig ist, welches Leben eine Landschaft bekommt, wenn ein Dichter durch sie schreitet! Habelschwerdt, die Geburtsstadt Hermann Stehrs, ist durch ihn eine weitberühmte Stadt geworden und hat auch an innerer Heimlichkeit gewonnen. Nicht mehr öde stehen die alten Türme. Hermann Stehr hat den einen wieder ins Leben gestellt, und siehe, alle leben.

Jetzt geht seine seherische Seele im Riesengebirge um. Die Straßen von Hirschberg nach Warmbrunn, von Warmbrunn ins hohe Gebirg gehen mitten durch seine Dichtung.

Einmal nur wurde diese dichterische Seele weit davongetragen aus den schlesischen Landen. Zwei Bauernhöfe sah sie, den Sintlingerhof und den Brindeisnerhof. Sie standen in westfälischer Landschaft. Hermann Stehr war nie in seinem

Leben dort, und doch sah er alles so genau, daß Westfäler versicherten, sie könnten die Landschaft des Romans genau bestimmen.

Nicht nur die Menschen stammen aus der Erde, sondern auch die Geschichten, und sie empfangen aus der Erde ihre Eigenart.

Hermann Stehr betrachtet gern die Wasser stiller Teiche, kleiner Seen. Wenn da ein Insekt die Oberfläche des Wassers berührt, oder wenn ein Steinchen in die Flut geworfen wird, bilden sich Ringe um diese Stelle, erst ein kleiner, dann rasch ein größerer und wieder ein größerer, aber schon stillerer, und immer noch neue, noch größere, noch stillere. Da sagt Hermann Stehr gern zu dem Freunde, der ihn begleitet: „Das ist das Leben, das ist unsere Persönlichkeit auf den Wasserspiegeln Gottes!" Auch um ihn bilden sich solche Ringe, und sein Werk erweitert sich in solchen Kreisen. Manche von denen, die von seinem Werke reden, glauben, zwei solcher Ringe zu sehen; manche drei. Es werden mehr sein; ich sehe deutlich ihrer fünf.

Als Hermann Stehr zu dichten begann, war die Zeit des „Naturalismus" angebrochen. Nach den Verzauberungen der „Romantik" stürzten sich die Menschen auf die sogenannte Naturwahrheit. Es gelang tatsächlich, neue Wahrheiten zu entdecken und zu gestalten. Eine neue Dichtersprache entstand, und auch Stehrs Sprache ist von ihr geformt. Aber während die meisten Dichter jener Zeit die Naturwahrheit nicht nur suchten, sondern sich zugleich auch von ihr umsperren und blenden ließen, behielt Stehr seinen Blick offen für die von der Natur verdeckten Wahrheiten, auch für den Weg hinter die Natur. Er brach sogleich mit der Mode jener Zeit, den Menschen nur als Naturding zu betrachten und jegliche Verantwortlichkeit anderen Höhen oder Tiefen gegenüber als nicht vorhanden zu behandeln. Er sah freilich zuerst im Menschen selbst diese Höhen und Tiefen. So schrieb er die Novelle „Der Graveur". Da leugnet er schon die absolute Gewalt der Natur über den Menschen. Im Menschen selbst liegt die Entscheidung. „Der Mensch", so sagt er, „zerbricht, weil er sich selber verliert." Seine Forderung ist also: Sich nicht verlieren, sondern sich selber finden! Höchstes ist im Menschen, und seine Offenbarung ist sein Recht. Lieber alles zerschlagen und zerstören und selber untergehen, als sein Recht zerschlagen lassen! So zerstört der verzweifelte „Schindelmacher", die ergreifende Gestalt einer zweiten Novelle, die Frucht seiner Felder und zuletzt sein Haus, weil seine Kinder ihm das letzte Recht seines Alters, sein Ausgedinge, vorenthalten.

Da ist noch alle Gewalt im Menschen. In der Erzählung „Meicke, der Teufel" kommt aber die Unheimlichkeit schon von außerhalb an den Menschen. Meicke, der häßliche schwarze Hund, heftet sich an die Fersen des Bauern. Immer wieder vertrieben, kommt er immer wieder heran. Noch einmal besinnt sich der Bauer auf die eigene Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber: „Will ich's anders haben, muß ich's anders machen!" Es gelingt ihm, ein neues Leben aufzubauen. Aber der Hund kommt wieder, rettet ihm sein Leben und bringt ihn ganz in seine Gewalt. Es ist der Teufel.

Ein zweiter Ring entstand. Ich höre, daß Hermann Stehr in jener Zeit in den Kreis um den Philosophen Mauthner kam. Er selbst erzählt, mit welchem Eifer er Philosophie zu studieren begann, Spinoza, Kungtse, Buddha, Kant, Meister Eckehart, am liebsten Laotse. In einem einzigen Jahr schrieb er damals drei Werke: „Leonore Griebel", „Der begrabene Gott" und „Drei Nächte". Man sagt von diesen drei Werken, daß sie die Trilogie einer Weltanschauung seien und nicht nur zusammengehören, sondern auch zusammen gelesen werden müßten. Das ist wahr. Diese drei Werke erheben sich als Gegenthese gegen die vorangegangenen: es liegt nicht nur an den Menschen, wenn sie zugrunde gehen. Aus Frauenseelen, die noch mit dem Blute denken, gewinnt der Dichter diese Erkenntnis. Ein einziger Schrei erhebt sich aus den beiden Frauenromanen: „Wo ist Gott!" Marie Exner reißt das Heilandsbild von der Wand und vergräbt es draußen.

Aber Gott ist nicht tot. Nur seine Kirche ist vom Fundament bis zum Dach geborsten. Stehr schreibt sein Buch „Drei Nächte", in dem er am bewußtesten außerhalb der Kirche steht und doch wieder am zartesten sich zu ihr bekennt. Er erzählt:

> Als ich mit meinen Blicken so in Streitlust umherstöberte, kam ich an das vergoldete Bild des gekreuzigten Menschenfreundes, das an einem massigen Kreuze vor der Mitte der (Habelschwerdter) Kirchenfront hing. Die Schatten der kahlen Zweige der beiden Ahornbäume lagen wie blutschwarze Striemen über seinem Leib. Aber in unermüdlicher Wehrhaftigkeit beschützte er mit ausgebreiteten Armen sein Haus. Die Mauer der Kirche hatte hinter seinem Rücken einen tiefen Riß, vom Dachfirst bis in die Grundmauern, doch der Heiland wußte wohl noch nichts, denn sein Antlitz strahlte wie immer voll göttlicher Sicherheit.

So sind die „Drei Nächte" doch ein neuer Ring seines Wesens, ein Buch, das wohl als Kunstwerk von späteren Büchern Stehrs übertroffen wird, das aber als Bekenntnisbuch immer das bedeutendste Werk Stehrs bleiben wird.

Der vierte Ring. Es geht von Kindern und von Herzen. Es hebt ein Singen an, ein ganz unirdisches, überirdisches. Geigenklänge wunderbar mischen sich darein. Hermann Stehr kommt ins Märchenhafte, Mythische, Ueberwirkliche, Musikalische. Unter dem gemeinsamen Titel „Märchen und Mythen" gibt er die Erzählungen heraus „Das letzte Kind" und „Das entlaufene Herz". Er sagt, er habe sie für Kinder geschrieben. Er hat sie für das Kind im eigenen Wesen geschrieben! Des Mandelschneiders Büblein hat das feine Singen in den „Geschichten aus dem Mandelhause" (in Warmbrunn), in deren zweiter „Der Geigenmacher" durch die Wunder einer unstofflichen Welt geht. Auch „Meister Cajetan", eine andere Novelle, ist Geigenmacher.

Wohl ist auch in all diesen Erzählungen das dunkle Gurgeln der Grundwasser zu hören, und dieselben Dämonien gefährden das Leben wie in den Jahren des Ausbruchs und des Kampfes. Aber es kommt das Singen aus einer reinen, harmonischen Welt. Es sagen manche, das sei das Singen der Gotteskindschaft. Das ganze Mandelhaus horcht danach.

> Es dauerte auch keine drei Faden lang, so fing das Büblein an. Erst klang es leise, wie das Lied des Rotkehlchens, das im Dämmern des Strauches noch an sich selber zaudert. Dann aber dehnte es sich immer weiter ins Freie und Beglückte hinauf und verhalf dem Mandelhause und allen, die darin waren, wieder zu der früheren wundersamen Seele.

Und dann kommt der einstweilen äußerste und weiteste Ring, der Ring der großen, mehrbändigen Romane. Nicht nach Jahren geschieden dehnen sich diese Ringe über die Gewässer Gottes, und auch nicht streng nach den Werken. Die Werke sind eher wie Radien durch alle Ringe. Aber die Radien laufen dann in je einer der Peripherien weiter. Wie das Sonnenlicht von einem Wasserring zum anderen hüpft, so hüpfen die wundersamen Töne vom vierten Ring zum fünften, oder, von der Sonne aus gesehen, vom fünften zum vierten. Das ist das Heiligenlenlein in dem ersten großen Roman „Der Heiligenhof" und seinem Trabanten „Peter Brindeisner". Da zeigt sich schon in dem bisher letzten Bande der Maechler-Trilogie wieder ein wundersames Kind, der Maechler-Enkel Damian, der die ganze Trilogie, vielleicht das ganze Werk Hermann Stehrs, zur Höhe seines Sinns erheben wird.

Aber es breiten sich jetzt nicht mehr nur einzelne Situationen, auch nicht nur einzelne Schicksalszüge vor der Seele des Lesers aus, sondern die breiten Flächen eines ganzen Lebens und die Lebenszüge ganzer Generationen. Es ist nicht mehr das Spiel einzelner Menschen, sondern ganzer Familien und, wenigstens von fern mitspielend, das des ganzen Volkes, so daß man beginnt, Stehr als den Dichter des deutschen Schicksals zu preisen, ein Lobpreis, der einer von den Ausdrücken der Rezensentensprache ist, an denen viel stimmt und viel nicht stimmt. Stehr bleibt der Dichter der von aufsteigenden Dunkelheiten schier verhüllten, aber von einem wundersamen Lichtschein getroffenen Menschenseele auf deutschem Boden. Wenn es auch viel mehr Hermann-Stehr-Gestalten und -Geschichten im deutschen Volke gibt, als wir wissen wollen, so gibt es auch sehr viele andere, lichtere Gestalten,

und es ist nicht von vornherein klar, ob diese oder jene die Wesensgestalt des Deutschen darstellen. Stehr selbst geht nicht in den Teich und zündet auch sein Haus nicht über sich an. Er hat keine Leonore Griebel zur Frau, sondern seine kluge, klare Hedwig Nentwig. Er war allerdings zuzeiten schier der einzige Dichter in der deutschen Dichterakademie, der nicht in geschiedener Ehe lebte und der sein wunderbarstes Gedicht überschrieben hat: „Für meine Frau."

Mit dem Heiligenbauern und seinem feindseligen Nachbarn, dem Peter Brindeisner, ist es ihm merkwürdig gegangen. In einer Kunstausstellung in Schweidnitz — er hat mir dies nicht selbst erzählt; ich muß mich auf einen Gewährsmann in der „Rhein-Mainischen Volkszeitung" verlassen — hing das Bild eines Mannes in Pelzmütze. Stehr sieht es. Vorzeitig bricht er seinen Aufenthalt in Schweidnitz ab; er muß nach Hause; er muß das Schicksal dieses Mannes erzählen. Er weiß auf einmal, daß dieser Mann Peter Brindeisner heißt. Er sieht seinen Bauernhof. Der liegt in Westfalen. Er sieht die westfälische Landschaft in ihrer ganzen Eigenart. Er sieht drüben auf dem anderen Hügel einen anderen Hof. Man sieht es solchen Höfen gleich an, wie sie zueinander stehen. Die Fenster haben Tiefen wie gute oder böse Menschenaugen. Stehr macht eine merkwürdige Erfahrung, die noch nie mit solcher Deutlichkeit zu Wort kam: Zwei solche Höfe sind wie zwei Hände, die miteinander wie die des Bildhauers oder gegeneinander wie die des Harfenspielers arbeiten. Je feindseliger sich zwei solche Höfe sind, desto stärker und schärfer gestalten die Menschen des einen die Bewohner und die Schicksale des anderen. Auf einmal tritt der Besitzer des zweiten Hofes, der Sinklingerbauer, schier greifbar vor die Augen des Dichters. Der ist der Gestalter des Brindeisner; an den muß der Dichter zuerst heran! So entsteht nicht zuerst, wie anfänglich gewollt, die Geschichte des Peter Brindeisner, sondern die des Sinklingerbauern, der Roman „Der Heiligenhof". Warum Heiligenhof? Der Sinklinger ist keineswegs ein Heiliger. „Klein und zäh wie ein Wurfholz, scharf wie ein Messer, lärmend wie eine rollende Trommel, toll in Begierden, leidenschaftlich bis zur Raserei", so wird er geschildert (Friedrich Rießner). Da wird ihm das erste Kind geboren, ein Töchterlein; — es ist blind. Die Mutter faltet die Hände in frommer Ergebung. Und der Vater? Tollt er, rast er? Die Welt kehrt sich in ihm um! Das Kind *hat* Augen, aber in besonderer Auserwählung nicht nach außen, sondern nach innen! Und es reißt den Vater in dieses Innerliche. Und da leben und schauen sie beide, der Vater wie die Tochter, in der unirdischen, außerirdischen Welt, die im vierten Ringe des Stehrschen Schaffens aus den Wassern Gottes hervorschimmert. Wunderbar ist nun die Sorge des Vaters um das Kind. Daß das Kind nur in dieser Wunderwelt verbleibe! Daß es nur nicht etwa sehend werde wie die anderen Menschen! Der Vater muß das Kind freilich fremden Menschen anvertrauen. Da hat Hermann Stehr Gelegenheit, die üblichen Erziehungspraktiken und Erzieherpersonen in ihrem ganzen Ungenügen den Wundern im Kinde gegenüber zu zeigen. Er schildert das Engagement, die Ankunft und die pädagogische Weisheit einer Hauslehrerin — ach, das müssen alle Lehrerinnen und Lehrer lesen!

Nur daß das blinde Lenlein nicht sehend werde wie die anderen Menschen! Das wäre ein Unglück für den Sinklingerhof, der um des heiligen Kindes willen „Heiligenhof" genannt wird! — Und dieses Unglück tritt ein! Der Sohn des Brindeisnerhofes tritt auf den Lebensweg des zur Jungfrau herangewachsenen Kindes. Das Lenlein wird unter den Erschütterungen der ersten Liebe sehend — und stirbt an diesem Sehen, an dieser Liebe!

Jetzt kann Stehr wieder an seinem anfänglichen Wollen anknüpfen; jetzt kann er die Geschichte des Peter Brindeisner schreiben. Jetzt kennt er nicht nur sein Bild, nicht nur den Hof, jetzt spürt er das dunkle Drängen seines Blutes. Jetzt schreibt er noch einmal denselben Roman, aber vom Brindeisnerhofe gesehen, ein ungeheures Wagnis, ein unbedingt Neues in der ganzen deutschen Literaturgeschichte. Dasselbe Thema, dieselbe Landschaft, dieselben Menschen, dieselben Schicksale, und doch wie von einer anderen Hand geschrieben, in anderem Stil, in anderer Sprache, und so fesselnd wie eine Geschichte, die man sich jetzt einmal von der anderen Partei erzählen läßt. Dunkel und schicksaldurchzuckt ist die Brindeisner-Geschichte. Schwache Menschen mögen sie nicht weiterlesen. Aber auch an ihrem Ende umsäumen sich die Wolken mit dem verklärenden Saum des Lichtes, das aus einer anderen Welt kommt.

Stehr kennt also den Himmel und die Hölle; er kennt Heiligkeit und Unseligkeit. Aber das ist alles noch in die Seele des Einzelmenschen und der Bluterben gebannt und steigt empor aus den Grundwassern der Seele. Es ist nicht der Himmel, nicht die Hölle der katholischen Dogmatik. Er kennt die Erlösung des Menschen; es ist auch nicht bloße, kümmerliche Selbsterlösung, aber es ist auch nicht die Erlösung, der wir im christlichen Glauben gewiß sind. Die Wunder des sakramentalen Lebens scheinen ihm ganz unbekannt zu sein. Nie wirkt in seinen Ehegeschichten die Ehe als Sakrament, also als göttliche Kraft. Als er das letzte große Werk, die *Maechler-Trilogie*, begann, soll er sich geäußert haben: „Mit diesem Werke will ich den ganzen katholischen Himmel zuschanden schlagen!" Da hätte sich also der Titan der „Drei Nächte" noch einmal in ihm geregt. In der Tat hebt im Anfang des Werkes, schon auf Seite 8, der alte Graf von Sporck, wenigstens auf seinem Denkmal auf dem Markt von Hohenelbe, die gefaustete Rechte drohend wider die gegenüberliegende Kirche. Aber schon auf Seite 63 läßt er den Nathanael Maechler, den einstigen Revolutionär, zu dem alten Großmann sagen: „Die Zeit ist vorbei, Großmann, daß man den Himmel einreißen und anders machen will!"

Das ist indessen zunächst gegenüber den Revolutionszeiten von 1848 gesagt, aus denen Nathanael Maechler kam, um in dem ruhigen, fleißigen, sonnenbeschienenen Preußen zu leben und noch die Kriegszeit von 1866 mitzumachen. Aber nicht dies, sondern eine der Ehefrau verschwiegene Sünde ist die Aufregung des Romans. Als der junge Gerber Nathanael Maechler von Süddeutschland her über das Riesengebirge kam, verfiel er einer fiebrigen Erkrankung seines Geistes und wäre in den Bergschluchten umgekommen, wenn ihn nicht der alte Großmann gerettet und dessen Tochter, ein eckiges, unschönes Naturweib, mit ihrer Leibeswärme gesund gemacht hätte. Der Gier dieses Weibes verfiel er in einer dämonischen Nacht, rettete sich aber am anderen Morgen durch die Flucht nach Preußen, nach dem Badeort Wilkau (offenbar Warmbrunn) im Rehberger (offenbar Hirschberger) Kreise. Er denkt merkwürdig wenig an den Fluch jener Nacht und an das Kind, dessen Vater er geworden war. Er wird ein angesehener Handwerksmeister in Wilkau, heiratet ins Geschäft hinein, das er flott modernisiert, macht sich sehr verdient um die Gemeinde. Straßenbau, Wasserleitung. Aber die Großmann-Hexe kommt wie ein Alb über ihn und seine Familie. Die Kunde von ihrem verbrecherischen Treiben und dem ehrlosen Tode ihres — seines — Sohnes dringt wie eine Giftschwade in Wilkau ein. Er muß seinem guten Weibe gestehen, und sein Geständnis bricht ihr das Herz. Ihn jagen Verzweiflungen, Zerrissenheiten. Aus seiner Familie, einem alten Ketzergeschlecht, hatte sich ein Nachtgebet erhalten, das da lautete:

Laß mich, wenn ich hier geschlafen,
wieder gehen meine Straßen.
Schicke mir durch meinen Fleiß,
was bei dir steht hoch im Preis:

Guten Willens eine Tracht
lad mir auf in dieser Nacht.
Stets mein Herr und stets dein Knecht!
Droben Gnade, drunten Recht.

Aber dieses Gebet vermochte die Dämonen des dunklen Gebirges nicht zu bannen, bis er sich entschloß, zum Pfarrer zu gehen.

„Kann ich beichten?" — „Jetzt?" — „Gleich!" — „Haben Sie das Gewissen erforscht?" — „Jahrzehntelang!"

Am anderen Morgen empfing Maechler in der Frühmesse die Kommunion. Seit dieser Zeit hatten die Schatten seiner schweren Vergangenheit keinen Fug mehr über ihn, sie waren wie von einer außerweltlichen Sonne aufgesogen.

In diesem Bande ist also der katholische Himmel so wenig zuschanden geschlagen, daß vielmehr zum ersten Male seine Sonne in das Werk Hermann Stehrs hell hineinleuchtet.

Auch in den „Nachkommen", dem zweiten Bande der Trilogie, in dem das Leben des Sohnes Jochen Maechler erzählt wird, ist keine Spur von einer gegen die Kirche gefausteten Rechten. Das Thema Kirche wird darin fast gar nicht berührt, aber was von dem Pfarrer Kelvel darin erzählt wird, ist ein recht sympathisches Priesterbild. Es handelt sich in dem Roman sonst um ganz andere Dinge. Jochen sucht freizubleiben von der Unruhe und Betriebsamkeit seines Vaters. Er zerstört alles, was von seinem Vater noch da ist, und begibt sich ganz in den Bann seiner verstorbenen Mutter, auf deren Bitten er sich streng darauf beschränkt, sein Handwerk zu pflegen und auf der Gerbertonne durch die Welt zu fahren. Er ist Bürger der wilhelminischen Zeit. Sein betriebsamer Vater, Hans auf allen Gassen, hatte schließlich „droben Gnade" gefunden. Er suchte „drunten Recht", und zwar auch nur das Recht auf freie, unabhängige, individuelle Lebensexistenz. Aber sein todkrankes Söhnlein Damian kann er doch nicht retten. Da muß erst das von dem Knaben geliebte Töchterlein des verlotterten Freiherrn von Schillingkhoff kommen, dem er erst vor kurzem ein Darlehen abgeschlagen hatte. Da hier also der Handwerkerstand und der Adel in der Freundschaft der Kinder zusammenkommen, schließt man, daß der nächste Band ein Roman des modernen Gemeinschaftsgedankens wird. Aber wer kann dem Dichter in die Karten sehen! (Schluß folgt)

Neusorge Josef Wittig

## Drei Fragen an die „Deutsche Glaubensbewegung"

Bei der Berliner Tagung der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte, über die hier Sp. 173 ff., 215 ff. berichtet worden ist, hat der bekannte und verdiente Führer der Deutschen Bodenreformer, D. Dr. Adolf Damaschke, sein persönliches Bekenntnis zum Christentum in der Form ausgesprochen, daß er in der Diskussion einige Fragen an Professor Hauer richtete. Die Zeit zur Aussprache war kurz; so sind diese Fragen dort nicht beantwortet worden. Wir teilen sie hier mit. M

1. Es genügt nicht, als „unerklärliches Geheimnis" hinzustellen, daß der „niedere" vorderasiatisch-semitische Geist den „höheren" indogermanischen Geist überwunden habe. Wie eine solche Ueberwindung nach menschlichen Begriffen überhaupt möglich sei — das ehrlich suchenden Menschenherzen klarzumachen, müßte doch der Inhalt aller Religionsphilosophie sein!

Liegt die Erklärung nicht nahe, daß die Lehre Jesu vielleicht den besten Teil des religiösen Urphänomens, das in der indogermanischen Seele ruhte, aufgeweckt und zur Entfaltung geführt habe? Können wirklich die großen Schicksalsworte Jesu: „Niemand kann zween Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" aus vorderasiatisch-semitischem Geist geboren sein? Können aber nicht gerade sie alles wecken, was in indogermanischer Seele als Treue gegen die Genossen im Volke schon schlummerte? Und Jesu Wort: „Mein Vater wird's euch vergelten öffentlich" — braucht doch wohl nicht irdisch verstanden zu werden, sondern kann auch bezogen werden auf das Letzte Gericht. Und dort entscheidet nicht das „Herr-Herr-Sagen", sondern: „Was ihr für einen der geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!"

2. Wenn der indogermanische Geist nun das Christentum tausend Jahre lang als Grundlage seiner Kultur getragen hat, müßte er dann nicht das, was im Christentum zunächst zeit- und rassegebunden erscheint, ganz in sich aufgenommen, seinem Wesen angepaßt haben?

3. Ist es wirklich so, daß die indogermanischen Menschen sich heute vom Christentum lösen und andere Quellen der Kraft suchen? Gehen wir doch durch Schlösser und durch Hütten! Wenn deutsche Menschenherzen in ganz hohen und ganz schweren Stunden, in höchster Entfaltung oder in schmerzvollstem Entsagen und Verzweifeln, ausschauen nach Trost und Kraft, dann ist es nicht Hermann der Cherusker, nicht Bismarck, nicht Meister Eckehart, nicht Fichte oder Lagarde, dann ist es immer noch Jesu Christi Bild, an dem höchste Freude sich veredelt und tiefster Schmerz versöhnend ausklingt.

Niemand wird bezweifeln, daß diese Wirkung einzigartig ist. Nun gibt es aber ein Grundgesetz jeder Wissenschaft, der Logik wie der Naturwissenschaft: jede Wirkung setzt eine entsprechende Ursache voraus — eine einzigartige Wirkung eine einzigartige Ursache. Diese Ursache aber hieß und heißt: Jesus Christus!

Berlin Adolf Damaschke

## Der Familienstandslohn und der neue Wirtschaftsgedanke

Ein wichtiges Merkmal der durch die nationale Regierung geschaffenen Lage ist der Umstand, daß Ideen, die lange Zeit umstrittenes Problem waren, heute entweder willenhaft entschieden oder ausgeschieden sind. Die Bahn des politischen Handelns hat dadurch eine nach der Zerrissenheit des Fragens beruhigende Einheitlichkeit bekommen. Die allgemeine Richtung ist nach langem Schwanken eingeschlagen.

Das heißt aber nicht, daß damit alle bisherigen Probleme gelöst wären. Im Gegenteil: sie tauchen mit neuer Dringlichkeit auf. Altes Fragen verlangt neue Antwort, eine Antwort jetzt im Einklang mit der eingeschlagenen Zielrichtung. Und manches sozialethische Gebiet muß daraufhin erneut behandelt werden. So ist im Zusammenhang mit den Maßnahmen der Regierung zur Hebung der Wirtschaft und Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Frage: Wirtschafts- oder Familienstandslohn? erneut gestellt. Soll der Lohn bemessen werden nach den nur wirtschaftlichen Leistungen oder auch nach den Forderungen, die mit der Erhaltung der Familie des Lohnempfängers gestellt sind.

1

Die Maßnahmen der Regierung haben die Tendenz, die notwendige Gewährung von Unterstützung auf ein Minimum einzuschränken und die nun einmal knappe Arbeitsgelegenheit möglichst weit zur Auswirkung zu bringen. Daher Beseitigung des Doppelverdienstes; nun aber nicht nur so, daß einem nur eine Verdienstmöglichkeit belassen wird, sondern auch so, daß in einer Familie nur einer verdienen soll, damit in einer bisher ganz arbeitslosen Familie auch wenigstens einer an die Arbeit herankommt (sinngemäße Ausnahmen zugestanden). Dann aber trifft häufig die Lage ein, daß der Verdienst eines Arbeitenden für eine zahlreichere Familie nicht ausreicht, zumal da die Lohnsätze seit 1929 um durchschnittlich 25 v. H. zurückgegangen sind.[1]) Dazu kommt die seit langem geforderte Streckung der vorhandenen Arbeitsgelegenheit durch die Vierzigstundenwoche ohne Lohnausgleich, in manchen Berufszweigen Kurzarbeit.[2]) In manchen Fällen erreicht aus diesen Gründen der Ernährer der Familie mit seinem Lohn nicht den Fürsorgesatz, so daß Zusatzunterstützung aus Wohlfahrtsmitteln gewährt werden muß. Zwar waren vor dem Kriege die Löhne in manchen Gewerben auch nicht hoch und oft nicht ausreichend, eine Familie zu ernähren. Damals aber war es, z. B. in der Textilindustrie, üblich, daß auch die Frau in die Fabrik ging, daß die heranwachsenden Kinder vom 14. Lebensjahr ab dem Weg der Eltern in die Fabrik folgten und schon bald ihren Unterhalt verdienten. Nach einigen kärglichen Ehejahren wurde zwar nicht das Ideal eines Familienlebens, wohl aber eine so befriedigende Gesamteinnahme erzielt (falls die Kinder ihren

[1]) Vgl. dazu die lehrreichen Ausführungen von Kurt Herberger in der Sozialen Korrespondenz des Evangelisch-Sozialen Kongresses, 1933, Nr. 8 und 9.

[2]) Im Ruhrbergbau sind zur Zeit etwa 30 000 Mann über Bedarf beschäftigt, wofür alle Arbeiter 1—2 Feierschichten in der Woche ertragen müssen.

Verdienst an den Haushalt abgaben), daß der Erwerb von kleinen Häuschen mit Gartenland ermöglicht wurde. Gewiß ist das keine Lösung des sozialen Problems der Familie, aber die für willige Leute fast sicher vorhandene Arbeitsgelegenheit machte das Problem des Familienlohnes weniger aktuell als heute, wo in der Regel ein Mitglied der Familie froh sein muß, überhaupt in Arbeit zu stehen.

Zu dieser Notlage, die die Forderung eines Familienstandslohnes dringend naherückt, kommt die Umwandlung des Wirtschaftsdenkens durch den Nationalsozialismus. Viel stärker als frühere Regierungen lehnt er eine Wirtschaft, die Privatinteressen dient, oder eine Wirtschaft, die nur ihrem eigenen Gesetz folgt, ab. Das „reine" ökonomische Denken, wonach sich die Wirtschaft um ihrer selbst willen in ihrer eigenen Welt vollzöge, wird von ihm eindeutig verworfen. Wirtschaften hat nur Sinn als Dienst am Volk, seiner Erhaltung, seiner Gesundheit, als Dienst an der Erfüllung seiner geschichtlichen Aufgaben. Dann aber muß die Jugend in gesunden Wohnungen, ausreichend ernährt und gekleidet, aufwachsen. Und das kann nur geschehen durch Sicherstellung der wirtschaftlichen Basis der Familie. Die Regierung hat bereits die Familiengründung durch die Ehestandsbeihilfen erleichtert. Eine gegründete Familie aber soll wachsen und sich durch Kinder erweitern; die jungen Eheleute dürfen nicht durch die Furcht vor materieller Not in der natürlichen Funktion der Erzeugung von Nachwuchs gehemmt werden. Junge Eheleute wollen heute nicht nur Kinder, sondern gesunde Kinder; sie wollen die Gewähr, für sie körperlich und geistig sorgen zu können. Vor dem Kriege konnte man nicht über Mangel an Kindersegen in den Industriebezirken klagen, wohl aber über Schwächlichkeit, Unterernährung, körperliche Degeneration infolge der durch die Not der Doppelverdienerei bewirkten Vernachlässigung der Pflege. Die Protokolle der militärischen Musterungen sprechen hier Bände. Da Familie und Nachkommenschaft heute nicht mehr als rein private Beliebigkeiten von Einzelnen, sondern als Angelegenheiten des Staates und Volkes betrachtet werden, so wird die ausreichende wirtschaftliche Versorgung der Familie zu einem besonders dringenden Problem für nationalsozialistische Wirtschaftspolitik. Sie wird zu einem besonders wichtigen Stück des Gesamtproblems der wirtschaftlichen Hebung des deutschen Volkes, der Hebung seines Einkommens durch vermehrte Arbeitsbeschaffung. Es handelt sich nicht nur um Belebung der Wirtschaft überhaupt, sondern um ihre Belebung im Dienst des Volkes und seines Bestandes, darum, ihren Ertrag so zu verteilen, daß die Leistung der Familie für die Erhaltung und Steigerung der Volkskraft, vor der Leistung nur für die Wirtschaft allein, Berücksichtigung findet. Dann aber entsteht der Konflikt zwischen der Forderung des Zweckes der Wirtschaft, nämlich Dienst am Volke und seiner Zukunft zu sein, und der Forderung der Wirtschaftlichkeit selbst. Dieser Konflikt bestand schon immer; er ist in der heutigen Notlage nur noch schärfer. Es erhebt sich einfach die Frage: Kann Familienstandslohn heute überhaupt gezahlt werden? Ist nicht die rentable Arbeitsbeschaffung dringender? Ganz konkret: es ist offenbar wirtschaftlicher, junge, leistungsfähige Leute einzustellen und ältere Familienväter zurückzuweisen. Bei Arbeitssuche wird gefragt: wie alt? Wer über vierzig ist, also in einem Alter, wo die Verpflichtungen gegenüber den Kindern am dringendsten sind, hat kaum Aussicht, berücksichtigt zu werden. Und gerade da sollte aus Gründen der Volkserhaltung das Einkommen am höchsten sein. Was ist nun die richtige, die gerechte Lohngestaltung?

2

Von diesem Problem ist schon öfter gehandelt worden. Ich habe in meiner „Evangelischen Wirtschaftsethik" (S. 629 ff.) das grundsätzlich Nötige gesagt und die wichtigste Literatur verzeichnet. Ich möchte hier nicht wiederholen, sondern nur das für die heutigen Verhältnisse Erforderliche sagen. Vom Allgemeinen nur soviel: was wirtschaftlich „gerecht" ist, läßt sich (das zeigt das Lohnproblem auf das deutlichste, und darauf läuft zuletzt meine ganze Wirtschaftsethik hinaus) nicht objektiv abstrakt bestimmen. Entscheidend ist die Anerkennung eines inhaltlichen Maßstabes, nach dem die Wirtschaft grundsätzlich gehandhabt werden soll, und der seinen Ursprung im sittlichen Willen einer Person, eines Volkes, einer Regierung hat. Auch wirkt auf die grundsätzliche Art zu wirtschaften ganz mächtig ein die weiter nicht erklärbare, schicksalhafte Bedingtheit einer geschichtlichen Zeit. Danach bestimmt sich dann, was „gerecht" ist. Somit wird in einer liberal-kapitalistischen Wirtschaft als gerecht gelten, was dem Gesetz von Angebot und Nachfrage entspricht. Der Lohn wird dann als der richtige anerkannt, der sich aus dem Verhältnis der vorhandenen Arbeitsgelegenheit zur angebotenen Arbeitskraft ergibt, unter Berücksichtigung gewisser unterster und oberster Grenzen. In einer Wirtschaft, die den Einzelunternehmer auf sich stellt zwecks Weckung seiner Tatkraft und Initiative, die ihn im Konkurrenzkampf sich allein behaupten oder allein untergehen läßt, kann der Maßstab für die Lohngewährung nur die Leistung des Arbeiters oder der Nutzen des Unternehmers aus der Arbeitskraft, nicht sein Familienstand sein. Die liberal-kapitalistische Situation zwingt aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, innerhalb der durch den Arbeitsmarkt gegebenen Bedingungen nur Wirtschafts- oder Leistungslohn als den „richtigen", den „gerechten" zu zahlen; sie zwingt dazu, den leistungsfähigen Ledigen dem weniger leistungsfähigen Verheirateten, den billigeren Kinderlosen dem kostspieligeren Kinderreichen vorzuziehen. Das ist Gerechtigkeit (von der Unternehmersituation und von der Situation des hochqualifizierten Arbeiters aus gesehen) in der freien Marktwirtschaft.

Anders dagegen verhält es sich mit dem „gerechten" Lohn, wenn er gemessen wird an einer Wirtschaft irgendwie sozialistischer Art, die bewußt dem Volksganzen dienen will und in ihm ihren Zweck sieht. Dann ist der Lohn gerecht, wenn er diesem Zweck gerecht wird, wenn er dann auch die Leistung des Familienvaters für das Volksganze, die Leistung der Familiengründung und Kindererziehung mitberücksichtigt. Das aber ist nur in einer gebundenen, autoritativ beherrschten und geleiteten Wirtschaft möglich, wo die Wirtschaft nicht als isolierte Teilfunktion des Volkskörpers, sondern als eine sich in alle seine Glieder auswirkende Gesamtfunktion verstanden wird, die ja nicht möglich wäre ohne Verflechtung mit allen Funktionen innerhalb eines Volkes, auch der der Kindererzeugung und -erziehung. Das soll nicht heißen, die wirtschaftliche Verantwortung für die Kindererhaltung würde durch die Gemeinschaft abgenommen; denn dies hieße gleichzeitig den Segen der Elternschaft, den es ohne Verantwortung und Opfer nicht gibt, zerstören. Wohl aber soll ein angemessener Lohnausgleich nach der Anzahl der vom Lohnempfänger zu Versorgenden eintreten.

3

So sehr dieser Grundsatz des „gerechten" Lohnes in manchen Maßnahmen des Staates Berücksichtigung gefunden hat (Kinderzulagen bei Beamten, Steuerermäßigung, Ledigensteuer), so ist er, trotz einiger Versuche der Durchführung von Familienstandslöhnen (vgl. meine Wirtschaftsethik S. 631, Anmerkung), gerade heute ein schweres Problem. Denn die heutige Weise zu wirtschaften ist weder rein autoritär-zentralistisch, noch liberal-kapitalistisch. Gewiß wird heute die Wirtschaft nur in ihrer Verpflichtung für die Volksgesamtheit verstanden und damit als „gerecht", was vor dem Maßstab des Ganzen und nicht nur der „Wirtschaft" bestehen kann. Andrerseits aber soll die Leistung der Wirtschaft für das Ganze durch Belebung der Unternehmerinitiative, durch Inanspruchnahme der persönlichen Verantwortung in einer freien Konkurrenzwirtschaft erzielt werden. So müßte einerseits Familienstandslohn dringend gefordert werden, andrerseits aber könnte doch nur der Leistungslohn möglich sein. Die Ankurbelung der Wirtschaft, die grundsätzlich durch geringere Belastung des einzelnen Unternehmers vor sich gehen soll, fordert Lohnzahlung nur nach dem Maßstabe des wirtschaftlichen Nutzens; die Idee der Hebung der körperlichen und geistigen Gesundung des Volkes, die Entprivatisierung

der Familie aber fordert Lohnzahlung nach dem Maßstab der Familienzahl.

Als daher der „Deutsche Gemeindetag" im August 1933 die Notwendigkeit von Familienstandslöhnen feststellte und damit gewiß eine gerechte Forderung erhob, zeigte sich sogleich die Schwierigkeit der Frage: wer soll diese zusätzliche Belastung tragen? Auch der Gemeindetag wurde zu dieser Erörterung veranlaßt durch die Tatsache, daß bisher in der Form der Zusatzunterstützung an gering verdienende Familienväter die Leistung an den Gemeinden hängen blieb. Nach dem Vorbild von Frankreich wurden „Ausgleichskassen" (caisses de compensation) vorgeschlagen (s. „Frankf. Ztg." Nr. 613—15). Durch sie soll die Wirtschaft sich selbst ohne den Staat bei diesem komplizierten Problem helfen, und außerdem verhindert werden, daß der Unternehmer den billigeren ledigen Arbeiter bevorzugt. Nach einem objektiven Maßstab (Arbeitszeit, Höhe der ausgezahlten Löhne, Umfang der bebauten Grundstücke) wird der Beitrag an die Kasse festgesetzt und dann von ihr, nicht vom einzelnen Unternehmen, der Familienzuschlag bezahlt. Die Belastung durch Familienstandszusatzlohn wird so gemeinsam getragen und nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit ausgeglichen.

Gegen die Anwendung dieses Prinzips auf deutsche Verhältnisse wird nun allerlei eingewendet. Das bedeute eine zusätzliche Belastung der um die eigene Belebung schwer ringenden Unternehmen. Ferner könne man den ledigen Arbeitern nicht zumuten, für den Unterhalt der Kinder ihrer Kollegen mitzusorgen; auch könnten sie eigene Verwandte zu unterstützen haben, und schließlich werde die Bildung von Ersparnissen für die Gründung eines späteren eigenen Haushaltes verhindert. Der Staat und die Gemeinden seien zu sehr mit Versicherungs- und Wohlfahrtsausgaben belastet, um aus Steuermitteln die Familienzuschläge aufzubringen. Zudem lasse die immer noch starke Arbeitslosigkeit eine Lösung des Problems nicht zu. Ausgleichskassen, deren Einlagen nach dem Beschäftigungsgrad der Betriebe erfolgten, müßten heute auf schwachen Füßen stehen; zumal ihre Gründung sei in diesem Zeitpunkt schwierig. Wie bei der Arbeitslosenversicherung müßte schließlich der Staat unterstützend eingreifen, wozu aber Mittel nicht zur Verfügung ständen.

Alle diese Bedenken mögen nicht ohne Bedeutung sein, das hindert aber nicht an der Erkenntnis, daß der Gedanke solcher Ausgleichskassen vortrefflich ist.

Noch aus einem weiteren Grunde; denn eine solche Ausgleichskasse würde eine Selbstregelung der Wirtschaft als Berufsstand ohne Inanspruchnahme des Staates bedeuten. Und gerade das liegt in der Richtung des nationalsozialistischen Wirtschaftsgedankens. Der Staat soll in steigendem Maße von der Besorgung wirtschaftlicher Aufgaben frei werden, um seiner ihm eigentlich zustehenden politischen Funktion willen, und der Wirtschaftskörper soll mehr und mehr lernen, sich selbst zu verwalten. Freilich eine Selbstverwaltung nicht in der Form liberal-kapitalistischer Eigengesetzlichkeit, sondern eine Selbstverwaltung als Eigenorganisierung der Funktionen des Wirtschaftskörpers mit dem Endzweck des Dienstes am Volksganzen. Dem Staat bliebe die hoheitliche Funktion der überwachenden Kontrolle. Familienlohn-Ausgleichskassen würden einen solchen Akt der Selbstverwaltung bedeuten. Formal Aehnliches in bezug auf andere Wirtschaftszwecke ist schon bei anderen Ausgleichsnotwendigkeiten verwirklicht, z. B. beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, das die Lasten der Kampfpreise in umstrittenen Gebieten auf die einzelnen Zechen umlegt. Organisatorische Schwierigkeiten könnten also kein unüberwindliches Hindernis bilden.

4

Nun könnte allerdings von einer andern Zielrichtung des Nationalsozialismus her eine Hemmung für die Verfolgung des Familienstandslohnes eintreten. Die Rassenhygiene erstrebt nicht nur möglichst zahlreichen Nachwuchs überhaupt, sondern gesunden, erbtüchtigen Nachwuchs. Wenn man dann ein Buch wie H. W. Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik" zur Hand nimmt (5. Aufl. 1933), dann stößt man auf die Feststellung, daß ohnehin die Kinderzahl der untersten Berufsgruppe, der ungelernten Arbeiter, viel höher ist als in den oberen Berufsgruppen, besonders bei den Akademikern, dagegen der Quotient der Intelligenz nach Schulerfahrungen in allen Ländern in den höheren Berufsgruppen viel höher liegt als in den unteren Berufsgruppen. Die Letzteren stellen auch das Hauptkontingent der Besucher der Hilfsschule. Siemens zieht daraus den Schluß, daß der höhere Stand durch die bewiesene Fähigkeit, sich hochzuarbeiten, auch in der Regel eine tüchtigere Erbmasse beweise, weshalb in erster Linie Maßnahmen zur Steigerung der Geburtenzahl in den höheren Berufsschichten zu ergreifen seien. Ein Familienstandslohn für die Handarbeiterschaft, der deren Nachwuchs steigert, wäre dann von zweifelhafter Wirkung, da diese ohnehin im Verhältnis zur erbtüchtigeren Schicht sich stärker fortpflanzen und so sogar die Gefahr der Entartung heraufbeschwören. Die Untersuchungen in allen Ländern und in allen Schichten hätten „bewiesen und einheitlich zu dem Ergebnis geführt, daß die durchschnittliche Begabung mit der Höhe der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung wesentlich zunimmt" (S. 113). Siemens zieht hieraus nicht den Schluß der Ablehnung des Familienstandslohnes; aber man kann, ja muß ihn bei solcher erbaristokratischer Auffassung ziehen.

Das aber wäre gänzlich verkehrt, wie es schon verkehrt ist, „höher" und „nieder" nach der Schulbegabung, die diesen Untersuchungen zugrunde liegt, zu unterscheiden. Worauf es ankommt, ist Erbtüchtigkeit nicht nur in bezug auf Intelligenz, sondern in bezug auf körperliche und geistige Gesundheit im ganzen, die sich nach der Verschiedenartigkeit der Begabung in allen Berufen auswirkt. Was hier getan werden kann und unternommen wird, ist die Ausmerzung der Erbkrankheiten durch Verhinderung erbkranken Nachwuchses, ferner der Versuch, die arteigene Hochwertigkeit in einem gewissen Prozentsatz des Volkes zu erhalten. In Zukunft wird für erbkranke Familien zusätzlicher Familienstandslohn nicht in Frage kommen; denn der erbkranke Arbeiter wird keine Familie mehr haben. Auch kann eine Auslese dadurch getroffen werden, daß die Höhe des Familienstandslohnes nicht einfach nach Kopfzahl, sondern auch nach der Arbeitsleistung des Familienvaters bemessen wird. Wenn man der Ansicht ist, daß die Leistung eine gewisse Erbtüchtigkeit voraussetzt, dann wird der mit dem Leistungslohn verbundene Familienstandslohn zugleich auch — nach menschlichem Vermögen — die Erbtüchtigkeit berücksichtigen.

5

Es ist gewiß zuzugeben, daß heute die Belebung der Wirtschaft und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im Vordergrund stehen muß. Aber was belebt werden soll, ist nicht eine Wirtschaft als eine eigene Welt für sich mit ihrem eigenen Gesetz, die, wenn sie zuerst sich selbst befriedigt hat, ihren Ueberfluß an andere Werte, wie Familie, Kinder, Volkstum, abgibt, sondern eine Wirtschaft, die für sich allein gar nichts bedeutet, vielmehr ihre Bedeutung nur erhält als Funktion des Volkskörpers für den Volkskörper. Dann aber wird die Forderung von Familienstandslöhnen in viel stärkerem Maße dringend, als es je für die liberal-kapitalistische Wirtschaftsperiode der Fall war, für die das wirtschaftliche Unternehmen eine ebenso private Angelegenheit war wie die Familie. Und ich sehe keinen andern Weg als einen solchen durch vom Staate kontrollierte Ausgleichskassen, die von der für Lohn zur Verfügung stehenden Summe aus der Wirtschaft den Anteil wegnehmen, der für die Aufgaben der Familie zur Verfügung stehen muß, die übrige kann nach wirtschaftlichen Gesetzen verteilt werden. Wenn je Volkstum etwas bedeuten soll, dann bedarf der es erhaltende Nachwuchs der sorgfältigsten Beachtung und Pflege. Unterernährung und Verwahrlosung der Kinder sind die gefährlichsten Feinde eines Volkes. Darum Familienstandslohn. Damit er wirklich seinem Zweck zugeführt und nicht etwa für andere Dinge vergeudet wird, könnten ähnliche Maßnahmen zur Anwendung gebracht werden wie bei den Ehestandsbeihilfen. Die Zahlung würde dann, wenigstens teilweise, nicht in bar erfolgen, sondern in Scheinen, die zum Kauf von Lebensmitteln, Kleidern, Wäsche, Schuhen, auch zum Bezahlen der Miete, kurz zu den für Kinder wichtigen Lebensgütern, berechtigen. Auch das

würde zur Belebung der Wirtschaft beitragen. Besonders zu erwägen wäre, ob der Familienstandslohn in geeigneten Verhältnissen teilweise durch Ueberlassung von Gärten, Aeckern und dazugehörigen Wohnräumen, also durch die Nutzung einer Zusatzsiedlung erstattet werden könnte. Es gibt hier mancherlei Wege; jedenfalls aber weiß der nationalsozialistische Staat, daß eine Arbeitsbeschaffung, die für die Ernährung einer Familie nicht ausreicht und des Zusatzes der Fürsorge bedarf, erst eine Vorläufigkeit bedeutet.

Die Wirtschaft Deutschlands stellt ungeheure Aufgaben; die völlige Lösung des Problems des Familienstandslohnes wird noch auf sich warten lassen. Bis dahin ist die karitative Hilfe der Volksgenossen nicht als gnädiges Wohltun, sondern als moralische Pflicht in Anspruch zu nehmen. So hat sich kürzlich die Stadt Berlin entschlossen, die Patenschaft bei Kindern aus erbgesunden kinderreichen Familien zu übernehmen. Auch ist durch Gesinnungsdruck auf die Wirtschaft ein Höchstmaß der Berücksichtigung des Familienstandes der Arbeitnehmer zu erreichen. Das darf aber nicht hindern, jetzt schon darüber nachzudenken, wie in der deutschen Wirtschaft durch die reguläre Funktion der Lohngestaltung die Sorge um die materielle Basis der Pflege des Nachwuchses bei Arbeitern und Bauern behoben werden kann. Es hätte keinen Sinn, die Pflege der Volkskraft nur propagandistisch zu fordern, wenn nicht gleichzeitig die Mittel zu gesunder Lebenshaltung der Jugend beschafft würden durch eine „gerechte" Verteilung des Wirtschaftsproduktes. „Gerecht" in diesem Falle im Sinne des Volksganzen, und das verlangt den Familienstandslohn.[3])

Marburg Georg Wünsch

## Ursprung und Wandlung Deutschlands

**Ursprung und Wandlung Deutschlands.** Grundlagen zu einer neuen Deutschen Geopolitik. Von Louis von Kohl. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft. 596 S.

Vor mir liegt ein stattlicher Band in Oktav, angenehm gedruckt, fest gebunden. Gründlich und solid ist auch der Verfasser. Begann der mittelalterliche Chronist bei Adam, so fängt unser Schriftsteller auch mit der Entstehung unseres Erdballs an, läßt ihn erkalten, Wasser und Erdteile und die ersten Lebewesen erscheinen. Aber er ist keineswegs langweilig. Alle Probleme der Forschung werden vor uns entrollt, einander entgegengesetzte Hypothesen mitgeteilt. Und so gelangen wir durch Steinkohlensümpfe, Eiszeiten, wandelnde Mammutherden auf den Boden unseres Vaterlandes. Zuweilen erleichtert uns ein munterer Humor den Weg. Am Ende ist uns sehr deutlich eingeprägt, wie jeder Berggipfel, jede fruchtbare und unfruchtbare Ebene unseres Vaterlandes durch Kräfte geschaffen sind, die durch Millionen Jahre wirkten.

Wenn der Verfasser meint, daß Mitteleuropa auch Ursprungsort des Menschen gewesen sei, und daß er von hier aus sich über die damals noch miteinander verbundenen Kontinente verbreitet habe, so möchte ich hier noch ein Fragezeichen setzen. Wir wissen nicht, was andere Zonen der Erde bei genauer Durchforschung uns noch an Resten des Urmenschen offenbaren werden.

Aber recht hat er, wie er das Zusammenwachsen des deutschen Volkes aus verschiedenen Rassen darstellt. Ihm stehen dazu die Arbeiten der Philologen, Biologen und Archäologen zur Verfügung. Schon in der Zwischeneiszeit hatte Deutschland mancherlei Bewohner. Das Wichtigste aber ist die Bevölkerungsbildung der Nacheiszeit. Und ich glaube, das Bild, das der Verfasser gibt und wie ich es ganz ähnlich auch im ersten Bande meines „Werden des deutschen Volkes" geschaut habe, wird sich in der Wissenschaft durchsetzen und behaupten.

Deutschland erhielt von Südwesteuropa eine Bevölkerung, die der großen Steinkammergräber. Diese Bewohner besetzten das Land an der Nordseeküste, Skandinavien und die Ostseeküste etwa bis zur Oder. Dies Volk war noch nicht Träger der indogermanischen Sprache.

Das Ausbreitungszentrum der Indogermanen lag an den Grenzen Asiens und Europas nördlich des einstigen Meeres, das Aralsee, Kaspisches und Schwarzes Meer verband. Von dort kamen sie am Ausgang des dritten Jahrtausends vor Christus in vielen Wanderwellen nach Indien, Persien, Griechenland, Italien, in die Alpen und an die Küsten der Ost- und Nordsee.

Aus dem Volk der Megalithiker, bodenständigen Ackerbauern, und der zuwandernden Indogermanen, kriegerischen Jägern und Viehzüchtern, entstanden die Germanen.

Die Betonung des Wortstammes, wodurch das Germanische sich von den anderen indogermanischen Sprachen unterscheidet, muß eine Wirkung der verschollenen Megalithikersprache sein. Und in den Sprachen der Nordseevölker sind wahrscheinlich noch manche Worte jener Sprache enthalten.

Diese beiden Völker enthielten in sich viele Langschädel. Doch hier nun zeigt sich die Vorsicht, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit des Verfassers. Er betont, daß auch schon in jener Zeit jedes Volk mancherlei Rassen in sich enthielt. Vor allem aber sucht er zu bestimmen, was denn Rasse sei. Wir werden mitten in die noch nicht entfernt abgeschlossene Arbeit der Forschung hineingeführt.

Der Verfasser nimmt an, daß die Menschen durch Boden und Klima geformt werden; in einem bestimmten Lande einmal haftend, werde eine Menschengruppe mit bestimmten, für diesen Boden geeigneten Erbeigenschaften ausgestattet. Es entstehe also eine Dauerform. Rasse wird also nicht als etwas unabänderlich Gegebenes, sozusagen Heiliges, aufgefaßt. Damit folgt er der augenblicklichen Richtung der Forschung. Die heute populäre Rassentheorie läßt sich so freilich nicht begründen, daß eine Rasse unabänderliche Qualitäten habe und einen höheren und geringeren sittlichen Wert darstelle. Auch daß eine Kultur auf einer Rasse beruhe, nimmt er nicht an. Im Gegenteil, das Aufeinanderwirken mehrerer Rassen, wie es im deutschen Volke der Fall sei, erzeuge das stärkste Leben. Ohne solches Aufeinanderwirken, für sich abgesondert, erstarrten die Rassen, wie etwa in Australien. Alle aber auf demselben Raum und unter demselben Himmel lebenden Rassen wurden zueinander und miteinander geformt. Deutschlands mannigfaltige Bodenformen hätten manche Rassen angelockt und heimisch werden lassen. Nun aber wirkten diese anregend aufeinander und würden doch auch durch gewisse, dem ganzen deutschen Boden gemeinsame Eigenschaften, durch den Zwang des mitteleuropäischen, deutschen Raumes, zu einer Einheit geformt, allerdings unter schweren Schicksalen, die von Nord, West, Ost und Süd einwirken. Alles dieses wird sehr geistreich und sorgfältig ausgeführt; wir erhalten einen Ueberblick unserer Geschichte bis zur Gegenwart.

Ich habe aber doch einige kritische Fragen.

Was ist das Etwas, was in einer lebendigen Art wirkt? Unser Verfasser nimmt an, durch biologische Experimente überzeugt, daß sogar die Bildungstriebe in einem Lebewesen durch Einwirkungen von außen verändert werden können. Dem stelle ich gegenüber eine Erkenntnis des Biologen Uexküll,[4]) die von unserem Verfasser nicht benutzt wird, nämlich, daß alle Bildungstriebe einer Art überhaupt nicht in einem Exemplar gegeben sind, sondern erst in einer ganzen Anzahl von Exemplaren. Es gehören zu einer Art, damit sie im Kampfe ums Dasein sich behaupte, verschiedenartige Exemplare, z. B. schnellere und wuchtig-schwere. Dies ist eine geheimnisvolle Tatsache. Es muß über den Exemplaren einer Art ein Gesamtgeist wirken. Wie das möglich sein soll, können wir uns freilich nicht vorstellen. So meine ich auch, es müßte stärker als es unser Verfasser tut, das Geheimnis des Lebens betont werden: eine gestaltende Kraft in jedem lebendigen Wesen! Die Benennung für diese Kraft, die Leibniz und Goethe gebrauchten, „Monade" oder „Entelechie" ist schon nützlich. Nun erst kann man das Problem, vor dem sich heute die Forschung sieht, erst formulieren, nämlich: entweder es geschieht die Veränderung eines Menschentyps, z. B. bei Wanderung vom Land in die Stadt, dadurch, daß gewisse Erbeigenschaften seltener vererbt werden, andere aber besonders hervortreten, oder es werden tatsächlich die Erbeigenschaften verändert.

Die Primaner, die ich in den letzten Jahren unterrichtete, waren in ihrem biologischen Unterricht nach der ersten Auffassung orientiert. Vieles spricht auch nach meiner Beobachtung dafür, daß die Grundtypen heute, wenn sie überhaupt sich fortpflanzen, nach einer Umsiedlung in ihrem Grundcharakter unverändert bleiben. Unsere Juden wohnen bei uns in Norddeutschland seit Jahrhunderten, in Süddeutschland seit fast zwei Jahrtausenden. Wenn sie nun die Gewohnheiten der Wandervögel annehmen, so sehen sie nach einem Sommer wieder völlig wie Araber aus. Ein anderes Beispiel: es gibt in Florenz ziemlich viel Blonde. Diese sind nach Sprache, Den-

[3]) Nach Fertigstellung obigen Aufsatzes kommen mir zwei Arbeiten zu Gesicht: E. Ferber: Familie und Sozialreform. Braune Wirtschaftspost, Jahrg. 1933/34, Heft 12, und F. Goerrig: Leistungs- und Familienentlohnung. Ebenda Heft 13. Ich freue mich, daß auch Goerrig die sozialen Ausgleichskassen für das Mittel hält, den Familienlohn gerecht zu ermöglichen. — Die „Braune Wirtschaftspost" ist eine wöchentlich erscheinende nationalsozialistische Zeitschrift, die neben aktuellen Berichten die Zukunftsgedanken veröffentlicht, die für die nationalsozialistische Wirtschaft maßgebend werden sollen. Ich möchte sie den Lesern der CW besonders empfehlen. Sie kostet im Vierteljahr 4.80 M. und erscheint in Düsseldorf als amtliches Organ des Treuhänders der Arbeit.

[4]) Uexküll, Biologische Weltanschauung (1913).

ken und Gebärden ganz Italiener, aber nach ihrer äußeren Erscheinung könnten sie in Lüneburg zu Hause sein.

Eine weitere Frage, die ich zu stellen habe, ist die: Wenn auch der Grundtyp derselbe bleibt, werden nicht Erfahrungen durch Vererbung übertragen, und beruht nicht hierauf viel mehr, als auf einem Rassentyp, der Charakter eines Kulturvolkes? Also z. B. es werden in einem Lande herausgebildet Fleiß, Zähigkeit, Wachsamkeit, in städtischer Umgebung Anschmiegsamkeit, Menschenberechnung. Durch die Erfahrung von Generationen stellen sich die Lebenstriebe im Menschen so ein, wie es im Kampf ums Dasein nötig ist, und diese Richtungstriebe werden vererbt, können aber auch leicht wieder verloren gehen. Eigenschaften der Rasse sind sie nicht, aber sie sind die entscheidenden Merkmale der Kulturvölker.

Endlich habe ich eine dritte Frage. Wenn man, wie unser Verfasser, durch Jahrtausende zurück die Ursachen untersucht, die eines Volkes Schicksal gestaltet haben, muß man dann nicht auch die Schuld als Mitwirkerin am Schicksal eines Volkes ansprechen? Um dieser Frage willen scheint mir die Besprechung des ganzen Fragenkomplexes in unserer Zeitschrift berechtigt.

Als ich die Ursachen für den Untergang des Römerreiches (in meinem Buche: „Eintritt des Christentums in die Welt") an der Hand der verschiedenen Forscher prüfte, ist mir schließlich als wichtigste erschienen die unglückliche Verteilung des Bodens: Großgrundbesitzer und daneben abhängige, nicht entwicklungsfähige Bauern! Solche Bauern sind keine Vaterlandsverteidiger. Das war so in Gallien, wo Vercingetorix mit seiner Adelsreiterei allein Cäsar nicht widerstehen konnte. Das war das Resultat der Entwicklung fast in allen Provinzen des Römerreichs. Solon hatte noch den attischen Bauernstand gerettet. Israels Propheten haben wohl nicht ganz vergeblich gesprochen, aber Roms Gracchen wurden durch die senatorische, d. h. grundbesitzende Aristokratie vernichtet, und durch diese Schuld war der schließliche Fall des Römerstaats besiegelt. Es war der Keim dieser Sünde, die ihn durch und durch vergiftete.

Liegt in unserer ostdeutschen Entwicklung eine ähnliche Schuld vor? Die Steinsche Bauernbefreiung wurde so unglücklich umgebildet, daß die Güter vergrößert, der freie Bauernstand ganz außerordentlich vermindert wurde. An Stelle eines halbfreien, an den Boden gebundenen, aber auch im Boden verwurzelten Bauerntums entstanden die dem 18. Jahrhundert noch unbekannten Landarbeiter, heimatlose Proletarier, die mit der jährlich möglichen Kündigung Haus und Heimat verlieren und daher die Neigung zeigen, fortzuziehen in die Stadt oder nach Amerika, wenn bessere Lebensbedingungen locken.

Gesellt sich hierzu nicht noch eine andere Schuld unserer deutschen Gesellschaft, die mit jener ersten Schuld zusammenhängt? Ich meine die Verachtung der körperlichen Arbeit und der Arbeit des Verkäufers im Laden. Vorm Kriege wurde bekanntlich der Sohn eines Ladenbesitzers nicht Reserveoffizier. Diese Denkweise entstammt offenbar dem gesellschaftlichen Urteil der Feudalzeit. Aber das schuldhafte Verharren in ihr hat komplizierte psychologische Ursachen. In den deutschen Städten des 15. und 16. Jahrhunderts war diese Denkweise schon sehr zurückgetreten, aber an unseren Fürstenhöfen unterm Einfluß Ludwigs XIV. wurde sie sorgsam konserviert. Und nach den Höfen haben wir geschaut, und uns so recht gründlich durch Ludwig XIV. vergiften lassen. Dieser Hochmut sitzt sonderbar fest im deutschen Philister; wenn er erst in einer Villa wohnt, wächst der Hochmut erst recht in seinen Kindern.

Daß diese Denkweise uns innerlich schwächte, viel beitrug zur ganz besonders klassenkämpferischen Stellung unserer Sozialdemokratie, daß sie mit schuld wurde an unserem Zusammenbruch, wer will es leugnen? Ja, vielleicht ist sogar die Sozialdemokratie in ihrer Partei- und Gewerkschaftsbürokratie von dieser deutschen bürgerlichen Erbschuld angekränkelt und auch dadurch innerlich geschwächt worden.

Eine ähnliche Hochmutssünde beobachtete ich beim italienischen Stadtbürger. Sie ist wahrscheinlich noch immer eine Nachwirkung aus der Antike. Ich saß einmal mit einem Realschulprofessor in Rom in einem Speisehaus. Am nächsten Tisch ließ eine Bauernfamilie es sich gut sein. Da sagte der italienische Kollege zu mir: „Denken Sie, wie schrecklich, wenn die Campagna urbar gemacht würde; dann hätten wir hier täglich solche ungebildeten Leute!"

Die Campagna wieder urbar! Wir wollen mit dem Bilde der Campagna schließen. Ist dort der Großgrundbesitz notwendig? Nein, denn er war einst dort nicht. Aber jahrhundertelange Latifundienherrschaft ließ den Boden zur Steppe werden, Sümpfe konnten gefährlich die Oberhand gewinnen. Also nicht nur der Boden formt den Menschen, auch der Mensch formt den Boden — und er kann ihn auch zerstören. Die Natur der Mittelmeerländer wurde zur Ruine.

Und was taten wir in unseren Großstädten? Wir ließen die Bodenspekulation gewähren, die Sechsstockwerkhäuser wachsen; mit allen Mitteln der Technik liefern wir Gas, Wasser, Elektrizität und machen Quadratmeilen Bodens steril. Hier mußte das Menschengeschlecht untergehen oder, wenn es noch Kräfte hatte, gegen sein Schicksal revoltieren. Die Instinkte mußten sich verirren. Um so bewundernswerter ist die im Weltkrieg bewährte Treue unserer städtischen Arbeiter und unserer Landarbeiter zu unserem Volke. An unserer Zerrissenheit, an der städtisch revolutionären Stimmung ist aber nicht eine fremde Rasse, auch nicht eine Philosophie schuld, sondern solche Philosophie mußte — und damit kehren wir zum Grundgedanken unseres Buches zurück (wenn auch dies nicht ausgesprochen ist, es folgt aus seiner Methode) —, solche Philosophie mußte auf solchem Boden gedeihen, den wir allerdings schuldhaft geschaffen hatten.

Ist die gesellschaftliche Schuld nicht eine sehr wichtige Mitwirkerin der Völkerschicksale? Mit dieser Frage schließe ich meine Besprechung dieses feinen, inhaltreichen, klugen Buches; diese Frage weist über die in dem Buche geleistete Arbeit noch hinaus.

Hamburg Walther Classen

## Wissenschaft, Glaube, Philosophie

Philosophie. Von Karl Jaspers. Berlin. Springer 1932. Band I: Philosophische Weltorientierung XI, 340 S., 8.80, geb. 10.60 M. Band II: Existenzerhellung VI, 441 S., 11.40, geb. 13.20 M. Band III: Metaphysik VI, 237 S., 6.60, geb. 8.40 M.

Das Problem des geistigen Seins. Von Nicolai Hartmann. Berlin. de Gruyter 1933. XIV, 482 S., 10, geb. 12 M.

Im Text zitiert: Die geistige Situation der Zeit. Von Karl Jaspers. (Sammlung Göschen, Band 1000.) Zum Problem der Realitätsgegebenheit. Von Nicolai Hartmann. Berlin. Panverlag 1931. (Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft 32.)

I. Jaspers: 1. Das Wesen der Philosophie. 2. Philosophie und Wissenschaft. 3. Die philosophische Thematik. 4. Sinn und Methode der Existenzerhellung. 5. Gehalt der Existenzerhellung. 6. Existenz und Transzendenz. 7. Seinsgewißheit im Scheitern.

### Unsere Aufgabe

Ueber die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie wird viel geredet und geschrieben. Aber es geschieht zumeist von solchen, die nicht wirklich in philosophischer Arbeit stehen, während umgekehrt die zeitgenössische Philosophie ihre Meinung über das geistige Geschehen der Zeit sehr zurückhaltend äußert. In den nachfolgenden Betrachtungen soll mit allen Vorbehalten, die sich aus der eben geschilderten Situation ergeben, der Versuch gemacht werden, an das bezeichnete Problem heranzukommen. Wir orientieren uns dabei an den beiden neuen Werken von Karl Jaspers und Nicolai Hartmann; sie scheinen uns geeignet, zunächst einmal die in der gegenwärtigen Philosophie selbst lebendige Kontrapunktik klarzulegen. Erst auf dieser Basis soll über die Gegenwartsaufgabe der Philosophie gesprochen werden. Die Achtung vor der eminenten denkerischen Leistung, die uns bei Jaspers wie bei Hartmann vorzuliegen scheint, läßt uns einen wesentlichen Teil unserer Aufgabe in der Erfassung des philosophischen Gehaltes der beiden Werke erblicken. Was darüber und über den Aufweis der zwischen ihnen laufenden Verbindungsfäden und Spannungen hinaus gesagt werden kann, trägt im Vergleich mit solcher denkerischen Leistung notwendig fragmentarischen Charakter. Es will lediglich als Anregung zu weiterem Nachdenken über die Probleme genommen sein. Wenn eine Revolutionierung des philosophischen Denkens kommen soll, so geschieht sie jedenfalls nicht in der Art eines Handstreichs, sondern wie alle früheren Umwälzungen in der Philosophie nur im Einsatz einer gediegenen und nachhaltigen denkerischen Arbeit.

### I. Jaspers: 1. Das Wesen der Philosophie

Im Jahre 1912 erhob Edmund Husserl in seinem berühmt gewordenen Aufsatz „Philosophie als strenge Wissenschaft" die Frage, „ob die Philosophie noch weiterhin das Ziel, strenge Wissenschaft zu sein, festhalten will, ob sie es wollen kann und wollen muß". Er stellt die Alternative:

Ein philosophisches „System" im traditionellen Sinne, gleichsam eine Minerva, die vollendet und gewappnet aus dem Haupte eines schöpferischen Genies entspringt — um dann in späteren Zeiten

neben anderen solchen Minerven im stillen Museum der Geschichte aufbewahrt zu werden? Oder ein philosophisches Lehrsystem, das nach gewaltigen Vorarbeiten von Generationen von unten her mit zweifelssicherem Fundament wirklich anfängt und wie jeder tüchtige Bau in die Höhe wächst, indem Baustein um Baustein gemäß leitenden Einsichten als feste Gestalt dem Festen angefügt wird?

Die Frage in dieser Form stellen, heißt sie bereits beantworten; und so ist Husserls Kampfziel in der Auseinandersetzung mit dem Naturalismus und der Weltanschauungsphilosophie „eine Neubegründung der Philosophie im Sinne strenger Wissenschaft".

Gerade entgegengesetzt lautet die Antwort, die wir zwanzig Jahre später von Jaspers erhalten, wenn wir mit derselben Frage an sein großes Werk „Philosophie" herantreten. „Philosophie ... müßte als für jedermann einsichtige Wahrheit in die Irre geraten." Philosophie ist keine Wissenschaft und will keine Wissenschaft sein. Philosophie ist vielmehr der gedankliche Ausdruck eines Glaubens, der nicht bewiesen, sondern nur bezeugt werden kann, der nicht zwingende Einsicht, sondern erweckender Appell werden soll. Damit scheinen sich Philosophie und Wissenschaft also völlig disparat gegenüberzustehen. Eine Brücke zwischen beiden, so scheint es, gibt es nicht.

## 2. Philosophie und Wissenschaft

Das ist aber keineswegs der Fall. Der von Jaspers aufgestellte Gegensatz besagt nicht, daß die Wissenschaft für den Glauben, der als Gehalt der Philosophie in Anspruch genommen wird, bedeutungslos wäre. Die Philosophie verwirft jene Relativierung der Wissenschaft, wie sie etwa die Theologen gelegentlich meinen vornehmen zu können. Aber andererseits bedeutet der philosophische Glaube auch nicht etwa einfach ein weltanschauliches Komplement zu dem jeweiligen Stand der Wissenschaft — wie es etwa der Monismus für die Naturwissenschaft zu Anfang des Jahrhunderts sein wollte. Das käme ja wieder einer unerträglichen Relativierung der Philosophie gleich. Was Jaspers in der Erörterung der Wissenschaftsproblematik gibt, wird man vielmehr zunächst als eine kritische Grenzsetzung zwischen Philosophie und Wissenschaft bezeichnen dürfen, eine Grenzsetzung aus dem Sinn von Wissenschaft und Philosophie heraus. So ergibt sich die Notwendigkeit einer Scheidung zwischen dem Antrieb zur Wissenschaft, das Ganze der Welt zu durchdringen, existenziell gefaßt: der Angst vor dem Undurchschauten — dies, der Sinngrund der Wissenschaft, ist stets metaphysisch — und andererseits der wissenschaftlichen Methode in Fragestellung und Untersuchung, die echt ist nur dann, wenn sie frei ist von metaphysischen Motiven.

Doch diese Entgegensetzung führt sogleich tiefer: durch die eben gekennzeichnete Säkularisation der positiven Wissenschaft, durch ihre bewußte Absetzung also von Metaphysik, haben wir heute erkannt, „daß die Welt nicht in sich schließbar ist", „Die Totalität eines Weltbildes hat sich aufgelöst" und ist jedenfalls mit Hilfe wissenschaftlicher Ueberlegungen nicht wiederherzustellen. Statt eines Systems des Ganzen gibt es als wahr nur noch Systematik der wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse. Diese Tatsache ist für den philosophischen Glauben nicht gleichgültig, sie charakterisiert auf eine ausgezeichnete Weise die Situation, in der das philosophische Denken heute aufbricht. Es ist gerade das Wissenwollen in seiner Grenzenlosigkeit, das „auf eine gehaltvolle und nicht leere Weise" an die Grenzen des Wissens und damit über das Wissen hinaus auf dasjenige Sein hinführt, das nur der Philosophie zugänglich ist: die Transzendenz.

Dieses: daß die Wissenschaft an ihrer Grenze auf die Transzendenz hinführt, macht sie für die Philosophie so bedeutungsvoll. Darum ist es aber auch umgekehrt eine ganz große Gefährdung der Philosophie, wenn die Wissenschaft, statt sich auf diese fruchtbare Weise zu relativieren, sich vielmehr selbst verabsolutiert. Solche Verabsolutierung erblickt Jaspers im Positivismus und in seinem Gegenspieler: dem Idealismus. (Diese von Anfang vorhandene Gegnerschaft tritt später noch wesentlich vertieft heraus.) Beide Male versprach die Wissenschaft, Weltanschauung und geistig-sittliche Norm zu geben und brachte nur die lebensferne idealistische oder die utilitaristische positivistische Bildung hervor. Daraus aber entsprang die geistige Krise, in der wir uns heute befinden. Die Ueberwindung dieser Krise kann nur gelingen, wenn die Wissenschaft durch eine autonome Philosophie in ihre Grenzen zurückverwiesen wird und diese Philosophie zugleich über die Wissenschaft hinausführt. Nicht der unmögliche Versuch einer Rückkehr zu Autorität und Offenbarung, sondern allein der Vorstoß zu einem glaubenerweckenden Philosophieren kann weiterführen.

Das ist zugleich — systematisch gefaßt — die geistige Situation der Zeit, wie Jaspers sie sieht. Wir erinnern hier an die Zeitkritik, die Jaspers in einem besonderen Werk durchgeführt hat (vgl. CW 1932, 633 ff.). Jaspers' philosophische Konzeption ist jedenfalls entscheidend bestimmt von seiner Sicht der gegenwärtigen Krise des Geistes und von dem Willen, dieser Krise durch philosophische Besinnung entgegenzuarbeiten.

## 3. Die philosophische Thematik

Das Thema dieser Philosophie ist, wenn man so will, die alte metaphysische Dreiheit von Welt, Seele und Gott. Das Entscheidende ist aber nicht die Wiederaufnahme dieser alten Probleme, sondern die völlig andere Weise ihrer Inangriffnahme. Für die klassische Metaphysik galten jene drei metaphysischen Gegenstände alle in gleicher Weise als begrifflich-spekulativ zugänglich. Auch Jaspers scheint zunächst einem solchen Monismus zu huldigen, wenn er die Frage nach dem Sein als das eine große Grundthema der Philosophie bezeichnet. Aber seine Tendenz ist gerade darauf gerichtet, diesen Monismus zu zerstören. Jener scharfen Trennung zwischen Wissenschaft und Philosophie, zwischen Wissen und Glauben, entspricht metaphysisch die These von der Zerrissenheit des Seins, die sich desto entschiedener offenbart, je unerbittlicher ich nach dem zunächst als einheitlich angenommenen Wesen des Seins frage. Der allgemeine Begriff des Seins, so ergibt sich, ist in Wirklichkeit nur eine Abstraktion, die sich auf keine Weise gehaltvoll machen läßt. Die verschiedenen Weisen, in denen das Sein begegnet, lassen sich nicht zu einer Einheit verschmelzen, sie widerstreiten einander und heben sich gegenseitig auf.

So stehen einander zunächst rein antithetisch gegenüber die Welt als der Inbegriff des Wißbaren und das, „was in mythischer Sprache Seele und Gott heißt, in philosophischer Sprache Existenz und Transzendenz". Aber es bleibt nicht bei dieser Antithese: „Welt als das Wißbare und Existenz als das zu Erhellende werden dialektisch unterschieden und wieder in eins gefaßt." Noch mehr: Jaspers bringt eine innere Bewegung zwischen den geschiedenen Gedankenkreisen ans Licht. Welterkenntnis kommt nicht ans Ziel, sie bleibt offen und führt an ihren Grenzen zur Selbsterkenntnis. Aber auch diese schließt sich nicht und weist auf die Transzendenz hinüber. Jede dieser Denkweisen aber ist unentbehrlich für die andern beiden.

Die in sich gegliederte Einheit der drei Denkbewegungen gibt dieser Philosophie eine große Geschlossenheit und Ausgewogenheit, die besonders in die Augen fällt, wenn wir Heideggers Philosophie danebenstellen. Heidegger erscheint dann als ganz gefangen im Blick auf die Seinsweise der Existenz. Das verführt ihn zu einem Monismus, der, ähnlich wie der Idealismus, als eine Umkehrung des positivistischen zu bezeichnen ist. Das Sein des „Daseins" (dieses im Sinne Heideggers als die Seinsweise der Existenz verstanden), das ihm ja zunächst nur als Operationsbasis für die Behandlung der Seinsfragen überhaupt dienen sollte, wird nun geradezu normativ. Die wissenschaftliche Betrachtung gilt ihm als eine abgesunkene existenzielle Beziehung zum Gegenstand dieser Betrachtung, die physikalisch verstandene homogene, d. h. in allen ihren Teilen völlig gleichartige und gleichwertige Zeit als Abkömmling der existenziell wichtigen und existenziell gegliederten Zeit usw. Vollends die Beziehung auf Transzendenz steht ganz am Rande seiner Gesamtanschauung.

Jaspers setzt sich gegen das bei Heidegger naheliegende Mißverständnis der Existenzphilosophie als einer Existenzontologie ausdrücklich zur Wehr. Niemals dürfen die Inhalte des philosophischen Glaubens mit den Gegenständen des Wissens in eine Linie rücken.

### 4. Sinn und Methode der Existenzerhellung

Philosophische Existenzerhellung ist also jedenfalls ihrem Sinn und ihrer Absicht nach etwas ganz anderes als eine Analyse des Daseins mit wissenschaftlichem Geltungsanspruch. Sie will nicht die wissenschaftliche Fixierung eines vorgefundenen Tatbestandes sein, sondern ein Appell an den Menschen, der ihn an seine Möglichkeiten erinnert, der ihm einen Begriff dessen vorhält, das er sein kann und sein soll. Das hat, so kann man sagen, die philosophische und auch die religiöse Ethik immer gewollt. Aber die Existenzphilosophie steht, wie ja insgeheim heute auch die religiöse Ethik, unter dem Eindruck, daß irgendwelchen ethischen Maximen für sich jede überzeugende Kraft fehlt, solange das tragende Ethos nicht lebendig ist. Es gilt also, dieses Ethos sichtbar und damit vielleicht auch lebendig zu machen: den Menschen instandzusetzen, sich selbst zu erfassen und aus seinem so erfaßten Wesen heraus zu existieren. Sodann: die Theologie meint diese Aufgabe zu erfüllen, indem sie dem Menschen zeigt, daß er von Gott in Gott gegründet und auf die Autorität Gottes hin angelegt ist. Nunmehr kann sie auch gegenüber konkreten sittlichen Forderungen als Geboten Gottes Gehorsam von ihm fordern. Ganz anders die Existenzphilosophie: sie appelliert an das Freiheitsbewußtsein des Menschen, sie weist ihn darauf hin, daß die Entscheidung darüber, was aus ihm wird, ganz bei ihm liegt, daß er als wahrhaft er selbst seiender Mensch sein eigener Ursprung ist. Die Existenzphilosophie, als Ethik betrachtet, besteht also ganz und gar darin, daß sie in den charakteristischen Bezügen aufweist, „was für mögliche Existenz wahres Sein ist, nicht als Feststellung dessen, was objektiv ist, sondern als das, was ich nicht erfassen kann, ohne es zugleich zu wollen, weil ich es der Möglichkeit nach bin".

Die Existenzphilosophie ist also ihrem Sinn nach die Anweisung auf einen innerlichen Vollzug. Ja noch mehr: eigentlich ist es dieser Vollzug, diese Wandlung im Menschen selbst, was man als Philosophie bezeichnen müßte; was in Büchern steht, ist immer nur Philosophie aus zweiter Hand, der Versuch theoretischer Nachbildung dessen, was nur im lebendigen Vollzug wirklich ist. Philosophie ist Glaube, und die mittelbare philosophische Reflexion ist nur die Artikulation dieses Glaubens, keinesfalls seine intellektuelle Begründung, seine Uebersetzung in Wißbarkeiten.

Damit ist das Problem der theoretischen Form, der Methode der Existenzerhellung gestellt. Es liegt zwar im Wesen einer nur erhellenden, nicht begründenden Rede, daß sie stets als intellektuelle Mitteilung mißverstanden werden kann. Dagegen gibt es prinzipiell keine Sicherung. Ich bedarf psychologischer, logischer, metaphysischer Begriffe und Sätze, um das zu umschreiben, was mit Existenz gemeint ist. Sie stehen dabei nur stellvertretend, aber ich bin nicht in der Lage, zu verhüten, daß sie als direkte Beschreibung mißverstanden werden. Ich kann lediglich versuchen, solchen Mißverständnissen auszuweichen, indem ich es darauf anlege, nicht die Existenz, die Transzendenz selbst, als vielmehr die Bewegung des Transzendierens zu fassen und nachzuzeichnen, die aus dem bedingten, fixierbaren, wißbaren Dasein zur Unbedingtheit und Freiheit führt, den Sprung des Existierens, der aus dem bloß empirischen Sein zum Selbstsein führt. Ebenso wird man die möglichen Abgleitungen vom Existenziellen zur Verdeutlichung heranziehen.

Daneben kennt Jaspers auch die Möglichkeit der Anwendung spezifisch existenzerhellender Begriffe, wie Freiheit, Wahl, Entscheidung. In ihnen hat die Sprache bereits selbst so etwas wie Existenzerhellung vollzogen. Selbstverständlich schließen auch sie die Möglichkeit eines Mißverständnisses nicht aus. Auch sie sind wesentlich nur ein Appell an den philosophierenden Menschen und auf den Vollzug aus seinem Selbstsein heraus angewiesen.

Keinesfalls aber ist Existenzerhellung zu ermöglichen „durch Aufstellung einer objektiven Gestalt des Menschen, die als die wahre zu erreichen wäre, oder eines anwendbaren Kriteriums zur objektiven Unterscheidung des rechten Weges vom falschen". (Fortsetzung folgt)

Göttingen Hermann Zeltner

## Aus meiner Kindheit

Achtes Stück

Mein andrer Kinderschreck war der Bäcker List, ein ungeschlachter, mächtiger Mann mit kleinem Kopf auf riesigen Schultern. Er war in allem das Gegenteil von dem dürren Schäfermännlein, aber das Unheimlichste an ihm war der ungeheure mächtige Bauch, den er wie ein Faß vor sich hertrug. Ich dachte mir, daß er nie seine Fußspitzen sehen könne vor lauter Bauch. Oftmals ging ich an seinem Laden vorbei, nur um dieses Ungeheuer zu sehen. Sein Schaufenster war tief und breit, so daß sein Bauch über den ausgelegten Wecken und Broten hing, wenn er die Arme auf das Fensterbrett stützte. Und gewaltig steigerte sich mein Respekt, als ich hörte, er könne mit einem Tritt seiner mächtigen Füße eine große Sau zur Strecke bringen. Aber eines Tags lag der Riese ohnmächtig, vom Schlag getroffen, in seinem Laden; da lag er wie ein getretenes Schwein und konnte sich nicht mehr rühren und regen. Bald trug man ihn in einem ungeheuren Sarg hinaus aus seinem Laden. Mir machte der jähe Wechsel im Schicksal dieses Kolosses mächtigen Eindruck, zumal er nach unseren Begriffen ein Weltkind war und das Gericht Gottes hinter dem Geschehen vermutet wurde. Vom Schlag getroffen? Wer hatte den Mächtigen so niedergeschlagen mit einem Streich? Das konnte nur die Hand Gottes sein. Verstehen konnte ich es freilich nicht, aber um so nachhaltiger war dies Erleben.

Doch weg von dem unheimlichen Schafhirt und seinem Widerpart! Kommt, ihr freundlichen Gestalten aus dem Kreis der lieben Brüder und Schwestern im Herrn, die uns häufig besuchten; denn Vater und Mutter hielten ein gastlich Haus. Es waren possierliche, einprägsame Leutchen darunter. Jedes hatte sein eigenes Gesicht und seine besonderen Gebärden und Gesten, und jedes hatte in meinem Gestaltenbuch sein besonderes Blatt. Da war der alte Bruder Mappes. Wie lachst du mich an mit deinem rosigen Bauerngesicht, umrahmt von dem weißen Schifferbart, die Glatze immer bedeckt mit dem schwarzseidenen Käppchen! Dran baumelte eine schöne seidene Quaste. Immer lachten die kleinen Schlitze der Augen aus blühendem Speck, fröhlich sprachen die vollen Lippen die oft gehörten, häufigen Worte: „I un moi Woib." Das klang so treuherzig, und die rundliche Frau brachte mir Aepfel und Schwarzbrot; das war dick mit Butter bestrichen. Schwanzwedelnd kam der dicke Hund herzu und der Kater schnurrte hinter dem mächtigen Ofen.

Wenn dann der Herbst kam, erschien mit den fallenden Blättern pünktlich der Bruder Christoph, ein schnurriges Bäuerle mit kleinem Kopf auf eckigen Schultern. Auf seinem Wägele hatte er ein Fäßle Mosch; das trug er hinab in den Keller und schlug den Hahn in das Spundloch. Dann floß der goldene Most in mein längst schon bereitgehaltenes Gläsle; wir schauten uns an und fröhlich erklang im Gewölbe sein herzliches „Gsegn's dir Gott, mein Büeble!" Und wenn ich später vom Bacchus las, taucht mir der dunkelbärtige Kopf des Bruders Christoph auf und auf seinen dunkelumschatteten Lippen perlt immer ein goldener Tropfen seines süßen goldenen Mostes.

Aber auch für Vulkan, den göttlichen Schmied, stand in mir ein Vorbild. Es war der finstere Nachbar aus der Schmiede, deren Fensterseite unmittelbar in unser Höfle schaute. Ihm war sein Weib durchgegangen mit einem anderen; er war immer rußgeschwärzt, hatte immer erloschene Funken im krausen Bart und verbrannte Hände. Unter wirren Brauen glühte sein Blick wie Kohlen aus einer Esse. Siegrist hieß der unselige Mann; ich ging ihm gern aus dem Wege; schon sein Name klang mir gruselig nach Schlangenhöhlen und -löchern mit zischendem Lindwurmgeschmeiß über fauligen Lachen. Ueberhaupt das Höfle hatte für mich immer etwas spukhaft Anziehendes. In der einen Ecke mündete das Abflußrohr der Kanalisation; aus diesem kamen die Ratten und huschten über den Hof in den alten Schweinestall wie Geschöpfe der Nacht; ich machte öfter Jagd auf die Tiere; mit einem großen Feuerhaken paßte ich ihnen auf an der

Dohle. Aber es gelang mir selten, eine zu erwischen, zumal man sehr achtgeben mußte, daß sie einem nicht ins Gesicht sprangen, denn ich wußte von Lisbeth, daß Ratten schon kleine Kinder angefressen hatten. So erlebte ich an dem Abflußrohr alle Aufregungen des Jägers auf dem Anstand. Einmal kam wieder ein großes Tier, dem ich schon lange nachstellte; ich zielte genau und schlug zu und hätte es auch getroffen, wenn nicht gerade unsre dumme Dienstmagd dazwischengetreten wäre; statt der Ratte bekam sie nun den wohlgezielten Hieb, was beinah unsre dicke Freundschaft völlig zerstört hätte.

Am gruseligsten war es des Abends, wenn alles dunkel wurde und nur der Widerschein des Schmiedefeuers über den Hof huschte. Da saß ich auch mal wieder auf der Stiege im Hof und lauschte der dröhnenden Hammermusik der Schmiede und freute mich am Spiel der irrwischenden Lichter, wenn das Fauchen des Blasebalgs in die aufsprühenden Flammen fuhr. Unter mir, an der linken Hofseite, war ein großes Fenster einer Stube, die von Mietsleuten bewohnt war. Träumerisch schaute ich in die dunkle Stube, als auf einmal der Feuerschein der Esse in das Fenster fiel und eine Szene beleuchtete, die ich in ihrer blitzhaften Grellheit nie mehr vergessen konnte. Da lag auf dem Boden eine halbentblößte Frau, offenbar betrunken, denn sie hielt in der Hand eine Schnapsflasche. Die mächtigen weißen Schenkel leuchteten plötzlich aus der dunklen Stube wie gefällte Marmorsäulen; das war nur ein Augenblick, aber dies Bild grub sich mit dem Dröhnen der Hämmer, dem Fauchen der Bälge, dem Prasseln und Zischen des Feuers tief in meine kindliche Vorstellung als ein Höllenstück von teuflisch-reizender Schönheit.

Bald darauf verschwand diese Mieterin. An ihrer Stelle bezog ein Schreinerehepaar die Stube. Er war ein kleiner Mann mit hoher Hobelschulter, von ziemlich dürftigem Wuchse. Um so größer und vollblütiger war seine Frau. Ich konnte sie nicht leiden wegen der vorstehenden Zähne in dem immer keifenden Maul. Ihr Männchen war immer die Ruhe selbst bei allem Gezänk, aber sie erschien mir in ihrer ausladenden Schwerfälligkeit immer mehr als ein bedrückendes Monstrum, dem man am besten aus dem Wege ging. Das tat nun denn auch ihr Mann, was zur Folge hatte, daß er oft über die Maßen spät nach Hause kam. Dann war der Teufel los in der hinteren Stube, was wiederum meinen Vater veranlaßte, die lästigen Mieter bald aus dem Hause zu laden. Wir nahmen die Stube dann selbst in Besitz, aber mir war das Gemach immer unheimlich, weil mir immer wieder in ihr die Erinnerung auftauchte an diese beiden Frauenstücke, die mein schönes Bild von dem Weib, das ich in mir trug, zu beleidigen schienen. (Fortsetzung folgt)

Jugenheim (Bergstraße) Daniel Greiner

## Aus Zeitschriften

**Euphorion** (herausgegeben von Prof. Julius Petersen [Berlin] und Hermann Pongs [Stuttgart], 35. Band, jährlich vier Hefte, zusammen 24 M.) stellt das erste Heft seines 35. Bandes unter neuem Namen und neuen Herausgebern vor. Sie werden in Zukunft als „Neue Folge" die Aufschrift „Dichtung und Volkstum" tragen, um damit zum Ausdruck zu bringen, „daß auch die Wissenschaft von der Dichtung immer das Volkstum im Auge halten wird als den Grundwert, der alle ästhetischen, literarhistorischen, geistesgeschichtlichen Werte trägt und nährt". Wer beim Lesen dieser Werbesätze nun glauben möchte, daß auch dies wissenschaftliche Organ deutscher Dichtung auf mystischem Grund weiterbauen wollte, wird durch Nadlers (Wien) Aufsatz über „Rassenkunde, Volkskunde, Stammeskunde" aufs angenehmste enttäuscht. „Wir reden keinem neuen Positivismus das Wort. Aber die Lage, in der sich die Wissenschaft heute befindet, verlangt ein neu geschärftes Gewissen für das, was sie verantworten kann... Rassenkunde meint hier nichts von dem, was Gegenstand des Glaubens ist. Denn geglaubt wird ohne, ja gegen Gründe... es fehlt uns jeder Anhaltspunkt, um die altdeutsche Dichtung rassisch zu beurteilen... wie kommt es dann, daß die nordischen (Rassen-) Bestände sich nur in Mischung mit anderen schöpferisch fruchtbar erwiesen?..." So ließe sich noch lange Nadlers wissenschaftlich-männliche Haltung belegen. Petersens Aufsatz über „Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich" legt dessen Heilsgedanken Sprangers sechs Typen zu Grunde. Man wird den zweiten Teil abwarten müssen, bevor man sich ein endgültiges Urteil bildet, das für die willkürlich scheinende Konstruktion dieser Gedanken noch die wissenschaftlichen Belege erwarten muß. Pongs „Krieg als Volksschicksal im deutschen Schrifttum" weist das in vielen Büchern versteckte Material zu diesem Thema auf. Auch sonst enthält das Heft viel Beachtenswertes. (Sperrungen von uns). Otto Hubele

## Bücher und Schriften

**Die Entstehung der Kirche im 2. Jahrhundert und die Zeit Marcions.** Von Ernst Barnikol. Kiel, Mühlau. 2. Aufl. 1933. 31 S. 1.50 M.

Barnikol hatte 1931 in der im Rahmen der Theologischen Studien und Kritiken herausgegebenen Kattenbusch-Festschrift einen Aufsatz über „Die Zeit Marcions und die Entstehung der Kirche im 2. Jahrhundert" veröffentlicht, der nun, mit etwas verändertem Titel und um zwei Anmerkungen bereichert, selbständig erschienen ist. Die entscheidende Behauptung ist, daß das aus Marcions Geschichte bekannte Datum 144 nicht, wie bisher in der Nachfolge Harnacks angenommen wurde, das Jahr des Ausschlusses des großen Ketzers aus der römischen Gemeinde, sondern das Todesjahr Marcions sei. Damit wird die Wirksamkeit Marcions zeitlich höher hinaufgerückt, wozu vornehmlich eine Angabe bei Klemens von Alexandria paßt. Dann kann aber auch die große Gegenbewegung gegen Marcion, durch die die alte katholische Kirche entsteht, zeitlich weiter hinaufgerückt werden; Barnikol glaubt die Verhandlungen zwischen Polykarp von Smyrna und Anicet von Rom im Jahre 155 als grundlegend dafür ansehen zu können. Die Studie ist verdienstlich, weil sie aus dem gewohnheitsmäßigen Weitergeben überlieferter Forschungsergebnisse aufschreckt und zu erneuter Erörterung der verwickelten Probleme der Kirchengeschichte des 2. Jahrhunderts anregt, zunächst ihres chronologischen Gerüstes, dann aber auch so wichtiger Fragen wie der Echtheit der Ignatiusbriefe. Im übrigen dürfte man wohl die Tragweite der Aufstellungen Barnikols nicht überschätzen, auch wenn diese wirklich bewiesen wären. Die Verhandlung zwischen Polykarp und Anicet ist schon längst in Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der „alten katholischen Kirche" gebracht worden, und ob nun Marcion im ersten Jahre des Antonius Pius oder schon unter Hadrian, also einige Jahre vorher, nach Rom gekommen ist, macht nicht sehr viel aus. Ich bin aber von Barnikols Thesen noch nicht überzeugt; vielleicht hätte die Darstellung mehr Durchschlagskraft, wenn sie an einigen Stellen weniger aphoristisch wäre. Besonders ist mir völlig zweifelhaft, daß der Endpunkt der von den Marcioniten berechneten 115 Jahre und sechseinhalb Monate der Todestag Marcions sein soll. Was bedeutete dieser für sie? Wie kamen sie überhaupt darauf, ihn in dieser betonten Weise zu fixieren? Ist das Gedächtnis des Todestages bedeutender Männer in der Antike nachweisbar? Setzt es nicht vielmehr den ausgebildeten altchristlichen Märtyrerkult und Märtyrerkalender voraus? Mir ist viel wahrscheinlicher, daß man an das Auftreten Marcions oder irgendeinen anderen wichtigen Vorgang in seinem Leben und nicht an seinen Tod zu denken hat. Und ruht diese marcionitische Chronologie überhaupt auf richtiger Berechnung? Karl Heussi

**Der Ursinn des Kleinen Katechismus Luthers.** Von Karl Bornhäuser. Gütersloh, Bertelsmann 1933. 192 S. Kart. 4.50, geb. 6 M.

Man wünscht das Buch nicht nur in die Hand jedes Pfarrers und jedes Religionslehrers, sondern wirklich jedes evangelischen Hausvaters, denen es der Verfasser mit vollem Recht gewidmet hat. Es fesselt von den ersten Seiten an gleichmäßig bis zu den letzten und versetzt mit einer eignen Gewalt den Leser in eine seelische Haltung innerer Sammlung, wie sie uns heute so not ist; es verbreitet Klarheit und überzeugt, wo so viele Vorgänger mit theologischer, pädagogischer und methodischer Problematik nicht zum Ziele gelangt sind. Auch wer wie ich einst im Katechismusunterricht, der damals in der Tagespädagogik viel umstritten und bekämpft wurde, den unerschöpflichen Reichtum des Katechismus selbst erfahren hat, wird in Bornhäuser neidlos seinen Lehrer und Meister erkennen. Denn indem dieser den „Ursinn" herausarbeitet, entfaltet er voll die ganze Tiefe und den Gehalt dieser „nächst der Bibelübersetzung köstlichsten und bedeutsamsten Gabe, welche Luther der evangelischen Christenheit geschenkt hat." Und er tut es in solcher meisterhaften Schlichtheit, Sprachreinheit und Anmut, daß jeder deutsche Hausvater, der einfachste und der geistig verwöhnte, davon gefangengenommen werden muß. Der Gedanke, den Bornhäuser zu fruchtbarster Auswirkung bringt, daß Luther bei seinem Kleinen Katechismus die Verhältnisse des kursächsischen Bauernstandes vor Augen gehabt habe, liegt auf der Hand. Aber wie Bornhäuser ihn durchführt, wie er das ganze Büchlein in das Bauerndorf und den Bauernhof hineinstellt und uns ohne alle theologische Gelehrsamkeit und methodische Künstelei, wesentlich unter Heranziehung des Großen Katechismus, den Ursinn deutlich werden läßt, das hat etwas von der genialen Unmittelbarkeit, aus der der Katechismus selbst geschaffen ist. Ganz besonders hervorgehoben sei die Behandlung des zweiten und dritten Artikels. Ludwig Richtersche Bilder entstehen vor unsern Augen, wenn wir den Bauern in seiner Großfamilie im Bauerngarten oder der Bauernstube seinen evangelischen Glauben vor seiner Hausgemeinde bekennen und darlegen sehen. Die patriarchalische Welt, aus der der Kleine Katechismus entstanden ist, wird unwillkürlich vor uns lebendig,

wir atmen ihre Luft und gewinnen einen für uns Alle heilsamen Abstand von der Gegenwart.

Die Darlegung des Ursinns — bis S. 158 — unterbricht Bornhäuser nur zurückhaltend durch Beziehungen auf die Gegenwart. Das verstärkt die Wirkung. In den „Folgerungen" — von S. 159 bis 175 — geht er dann in besonnener Weise auf die Fragen und Anliegen ein, die dem nachdenklichen Leser gekommen sein müssen. Wie eindrucksvoll sind wieder die Bilder, in denen er die „Katechismuslehre" in der bäuerlichen Hausgemeinde von einst und andrerseits in der Schulstube im heutigen Bauerndorf und in einem der Riesenschulhäuser in Berlin-Moabit zeigt! Es lohnt sich, mit diesen Folgerungen sich auseinanderzusetzen. Besonders gedankt sei B. dafür, daß er unbedingt für die Forderung eintritt, unser Volk wieder im deutschen Boden zu verwurzeln. Ein Stadtkatechismus für unsere Groß- und Weltstädte lasse sich nicht schreiben. „Nicht Luthers Katechismus ist zu ändern oder gar zu beseitigen, sondern Verhältnisse sind zu schaffen, für die er wieder paßt oder doch wenigstens verständlich und anwendbar gemacht werden kann."

Bernhard Schinke

**Das Letzte Reich.** Wandel und Wesen der Utopie. Von Georg Quabbe. Leipzig, F. Meiner 1933. 125 S. brosch. 3.80, geb. 5 M.

Das Buch ist eine interessante und geistreiche Plauderei über den Satz, mit dem Quabbe beginnt: „Der Gegenpol der Utopie heißt Realpolitik." Um das „Letzte Reich" bemühten sich Plato („Staat"), Thomas Morus („Utopia"), J. G. Fichte („Der geschlossene Handelsstaat"), O. Spann („Der wahre Staat") und H. G. Wells („Menschen Göttern gleich" und „Offene Verschwörung"). Dies sind die fünf Hauptutopisten des Abendlandes, deren Leben Quabbe in ihren Grundzügen darstellt, um danach „Begriff und Wesen der wahren Utopie" herauszuarbeiten. Charakteristische Sätze: „Die Utopie will einen latenten, gewissermaßen einen ewigen Mangel auf ewig heilen" (S. 49). „In dem charakteristischen Gedankengange der Utopisten sind sich alle gleich: Die bisherige soziale Ordnung der Welt ist prinzipiell unsittlich und unvernünftig; eine vernünftige und sittliche Ordnung ist möglich, steht irgendwann zu erwarten und wird dann nie mehr untergehen; zwischen beiden Ordnungen liegt die alles umkehrende Zäsur der Geistestat eines einzelnen Menschen, der die neue Ordnung sieht und vorschlägt" (S. 87). „Die Utopie ist die Darstellung eines Staates, in dem das Beieinandersein der Menschen nach Beseitigung eines kardinalen Fehlers in generell, sofort und ewig wirksamer Weise sittlich geordnet ist" (S. 108). „Vom Menschen aus gesehen ist die Idee der Utopie die großartigste Befriedigung seines weltlichen, seines säkularen Erlösungsbedürfnisses" (S. 120).

Kurt Leese

**Luise, Königin von Preußen.** Ein Bericht über ihr Leben. Mit farbigen und einfarbigen Bildern. (Der Eiserne Hammer). K. R. Langewiesche. 90 Pf. Dies Buch wird heute Unzähligen geschenkt werden, und es werden wahrlich nicht bloß Heranwachsende, sondern auch Erwachsene und Alte daran Freude haben. Die Bilder sind von ungemeinem Reiz; der Text ist warmherzig und dabei, was betont werden muß, nicht byzantinisch, nicht unkritisch geschrieben, von keiner Geringeren als Ina Seidel. Man versteht, wie diese Königin zur tragischen Nationalheiligen ward. M

**Sozialismus und Religion im Deutschland der Nachkriegszeit.** Von Johanna Gunz. Leipzig, Duncker und Humblot 1933. 125 S. 5, geb. 6.50 M.

Mit wohlgeschulter wissenschaftlicher Methode und erfreulicher Klarheit in Darstellung und Aufbau werden die verschiedenen Hauptversuche einer Verständigung und Vereinigung von Religion und Sozialismus übersichtlich herausgearbeitet. Ein derartiger allgemeiner und dabei gründlich fundierter Ueberblick (über die Zeit bis 1932) hat, wenn man von einzelnen Aufsätzen absieht, bisher gefehlt und das ernste Ringen solcher Männer wie Steinbüchel, Ragaz, Wünsch, Tillich und de Man um die religiöse Durchdringung des Sozialismus nie so geschlossen in die Erscheinung treten lassen. Besonders glücklich ist der der Hauptdarstellung vorangeschickte Ueberblick über die Vorkriegsgeschichte des Problems. Offizielle Parteimeinung und die Aeußerungen einzelner führender Sozialisten deckten sich in der religiösen Frage keineswegs. Das Verhältnis von Marx zur Religion hat die Verfasserin sehr einleuchtend gedeutet und zweifellos der Forschung einen richtigen Weg gewiesen mit der These, daß seine Ansicht von der Geschichte als Produkt von irrationaler Entwicklung und menschlicher Tatkraft aus den Tiefen jüdischer Religiosität geschöpft sei. Nicht ganz richtig ist Engels gesehen. Gewiß spielte er nach seinen eigenen Worten an seinen Freund Becker in Genf stets die zweite Geige, aber er war dabei selbständig und nicht einfach der Schatten von Marx.

Gottfried Zorn

**Die katholische Wiedergeburt der englischen Kirche.** Von Paula Schaefer. München, Ernst Reinhardt 1933. 166 S. 4.50, geb. 6.50 M.

Das Buch erschien zur Jahrhundertfeier der Oxford-Bewegung, die mit der modernen, von Oxford ausgehenden Gruppenbewegung nichts zu tun hat. Es füllt eine schon lange schmerzlich empfundene Lücke in der deutschen theologischen Literatur aus. Auf Grund eingehenden Quellenstudiums, sorgfältiger Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und nach längerem Forschungsaufenthalt an Ort und Stelle ist es mit großem Fleiß gearbeitet; es unterrichtet über den ganzen Verlauf der Bewegung, über den Boden, aus dem sie erwuchs, wie über ihre Auswirkungen. Ein sorgfältig hergestelltes Register verleiht ihm beinahe den Charakter eines trefflichen Nachschlagewerkes, das bis in Einzelheiten hinein über die englische Kirchengeschichte dieses Zeitraums Auskunft gibt, soweit sie sich mit der Oxford-Bewegung berührt. Der Titel ist leider für uns Deutsche irreführend; er läßt nicht erkennen, wovon das Buch handelt — auf die Oxford-Bewegung rät nur, wer sie schon kennt —, und erweckt falsche Vorstellungen, weil für uns der Begriff „katholisch" von Rom nicht zu trennen ist, während der Engländer ihn in seiner alten „allumfassenden" Bedeutung braucht und darum ohne Gefahr eines Mißverständnisses diese Bewegung „katholisch" nennen kann. Auch sonst sind einige Fragezeichen anzubringen, z. B. hinsichtlich der heutigen Geltung der 39 Artikel, der Beurteilung der innerkirchlichen Bedeutung der evangelikalen Partei, der vom Nicänum her gesehenen dogmatischen Grundlagen der Bewegung, der Erlösung des Anglikanismus aus nationaler Gebundenheit durch die Oxfordbewegung. Einige stilistische Entgleisungen (z. B. S. 60, 64, 75, 92) seien nur nebenbei erwähnt. Aber grundsätzlicher Widerspruch erhebt sich, wo von „vollen katholischen Wahrheiten in der Liturgie", nicht zuletzt der eucharistischen, geredet wird, oder von „der Wahrheit und der neutestamentlichen Grundlage der fundamentalen katholischen Gedanken". Seltsam widerspruchsvoll wirkt es, wenn die Verfasserin sich restlos für den Anglikanismus begeistert und geradezu ihre Stellung in ihm nimmt, wo sie doch andererseits über die Grundsätze und das Wesen des Protestantismus nicht im Unklaren ist. Es scheint, als ob hochkirchliche Neigungen den klaren Blick getrübt hätten. Da der Leser aber bei seinem abweichenden Urteil beharren kann, wird der Wert des Buches durch den Standpunkt der Verfasserin nicht gemindert.

Hermann Goetz

**Totale Kirche im totalen Staat.** Von Walter Grundmann. Mit Geleitwort von Landesbischof Coch. Dresden 21, Oscar Günther. 79 S. 1.50 M.

Der zweite Teil der Schrift setzt sich mit Bergmann auseinander, der längere erste, der dem Buch den Namen gab, ist nicht nur deshalb von Interesse, weil Grundmann, Oberkirchenrat in Dresden, als Verfasser der bekannten 28 Sätze der Deutschen Christen gilt, sondern dieser Teil ist ein ernster Versuch, den alten Anspruch der Kirche, daß sie göttliche Wahrheit biete, zu vereinigen mit den Ansprüchen des totalen Staates. Von letzterem gibt G. eine sympathische Begriffsbestimmung: wenn durch Selbstsucht die Gemeinschaft zerstört wird und unser Volk in eine totale Krise geriet, ist der totale Staat derjenige, der alle Kräfte zur Volksgemeinschaft zusammenfaßt. Allerdings ist in diesem Staat die Tendenz zu nationaler Religion auf rassischer Grundlage da. Aber der Gegensatz zwischen der Tatsache, daß alle Religion rassisch bedingt ist, und den Ansprüchen des Christentums wird bei G. ähnlich wie bei anderen Theologen unserer Tage dadurch überwunden, daß das Christentum — keine Religion sei. Jesus Christus komme aus der Ueberwelt; die Frage, ob er Jude oder Arier sei, reiche überhaupt nicht an ihn heran. Durch die Behauptung eines absoluten Wunders soll das Christentum dem Strom der Geschichte enthoben werden. Dabei legt G. keinen Wert darauf, orthodox zu sein; er sagt, Gegenreformation, Liberalismus und Orthodoxie seien die Hemmungen für Luthers Werk gewesen, und das Opfer der im feldgrauen Rock oder Braunhemd für Deutschland Gefallenen stellt er so neben das Opfer Christi, wie das der Denkweise der Väter nicht entspricht. Andererseits sagt er als Christ offen, daß es ein ewiges Deutschland im Blick auf die Geschichte nicht gibt; alle Völker vergehen. Was G. will, ist, daß die Kirche nicht neben, auch nicht über oder unter dem Staate stehen soll; steht sie im Staat, so ist sie auch keine Gemeinde von Heiligen, sondern zugleich Lebensordnung des Volkes; sie soll auch Gesetz predigen, was lange Zeit zu wenig geschehen ist. Das Heft ist sehr lebendig geschrieben. Deutlich sieht man nebenher auch die tatsächlichen geschichtlichen Voraussetzungen, unter denen sich viele überzeugte lutherische Christen für den Nationalsozialismus einsetzen konnten: Hitler bekennt sich zum „positiven Christentum". Wäre er in weltanschaulichen Dingen ganz Gesinnungsgenosse Rosenbergs, so wäre die Lage viel schwieriger; vielleicht wäre sie es auch, wenn er an evangelisch-kirchlichen Dingen, also auch an innerevangelischem Streit von Anfang her Anteil genommen hätte, was ja aber ihm als Katholiken fernlag. M

**Erziehung im neuen Staat.** Volkspädagogik. Von Fritz Söllheim. Langensalza, Beltz 1934. 123 S. 2 M.

„Wir stehen zwischen Neuyork und Moskau" — mit diesem Leitmotiv setzt die Schrift wirkungsvoll ein. Und ihr Inhalt ist weithin bestimmt durch diese Antithese und durch den Nachweis, daß der Nationalsozialismus gleichzeitig den Bolschewismus und den Amerikanismus zu überwinden bemüht ist. Die Darstellung beweist viel Sachkenntnis und auch das Bestreben, anderen Zeiten und Standpunkten gerecht zu werden; leider ist Aufbau und Stil ziemlich undurchsichtig, und die Lektüre wird durch die übertriebene Neigung zu telegrammartigen Aphorismen unnötig erschwert. Im einzelnen wäre natürlich viel zu sagen, Zustimmendes und Kritisches; hier kann nur einiges angedeutet werden. Daß die Schulpolitik der Republik trotz einiger Ansätze nicht zur Ueberwindung der einzelstaatlichen Zerrissenheit gelangt ist, trifft ebenso zu wie daß das an sich gute Jugendwohlfahrtsgesetz verhältnismäßig erfolglos blieb infolge Fehlens eines allseitigen Jugendrechts. Die Bedeutung des Reichskonkordats wird richtig gewürdigt; den Problemen innerhalb der evangelischen Kirche wird der Verfasser da-

gegen nicht gerecht. Und Schemm „der bedeutendste Schulpolitiker unter den deutschen Erziehern"? Ob man da nicht Krieck und Hartnacke ebenso nennen müßte? So ließe sich mit „Ja" und „Nein" noch lange fortfahren. Das Buch ist nirgends ein Abschluß, aber in vielem eine gute Einführung und Anregung.

Hans Schlemmer

**Der Kampf um die deutsche Kirche.** Von Andreas Duhm. Heft 4—6 (S. 117—228; Heft 4 1.20 M., 5 und 6 je 1 M.). Gotha, Klotz.

Diese hier Sp. 93 f. und Sp. 183 bereits gewürdigte „Kirchengeschichte des Jahres 1933/34" nähert sich ihrem Abschluß. Heft 4 bietet zunächst eine wertvolle Sammlung von Urkunden zu den Kämpfen vom November und Dezember, dann eine Würdigung der Ereignisse bis zum Ende des Januar, Heft 5 gilt dem Streit um die Jugendverbände und um die Bedeutung des Bischofsamts, Heft 6 den Schicksalen der katholischen Kirche und der Judenfrage (Arierparagraph). Der Standpunkt des Verfassers ist der bereits bekannte: kritischer Theolog und Deutscher Christ, was nicht ausschließt, daß er auch am Verhalten des Reichsbischofs Kritik übt, die Schwierigkeiten des Abkommens über die Jugend anerkennt, die reformierten Bedenken gegen das Bischofsamt hervorhebt; schließlich stellt er sie freilich zurück. Das Urteil über die Notbundkundgebungen vom 7. Januar, ihr gegenrevolutionärer Charakter sei unverkennbar gewesen, ist ungerecht; die Notbundpfarrer pflegen sich ehrlich und entschieden zum heutigen Staat zu bekennen. Man erfährt aus solcher Chronik auch eine Menge interessanter Einzelheiten, z. B. daß der zu drei Vierteln katholische Würzburger Stadtrat eine Straße Martin-Luther-Straße benannt hat. M

**Von Wanderwegen. Erntesegen.** Von Maria Feesche. Hannover, Heinr. Feesche. Volksausgabe mit Bildern. Je 168 S. und 1.50 M.

Vor Weihnachten hier nur eben noch erwähnt, sollen diese erstaunlich wohlfeilen Ausgaben der in christlichen Kreisen beliebten Gedichtbände noch einmal warm empfohlen werden. Ist die dichterische Form bisweilen unvollkommen, so sind doch manche Worte voll starken Glaubens und feiner Weisheit: „Der Tod sagt zu dem Scheidenden: ‚komm und lebe', und zu dem Bleibenden: ‚geh und liebe'." M

## Chronik

Das Geistliche Ministerium der Deutschen Evangelischen Kirche ist nicht mehr Verwaltungsinstanz, sondern auf die verfassungsmäßigen Aufgaben beschränkt; allgemeine Leitung der Kirche, insbesondere Betreuung der drei Bekenntnisgruppen. Die drei Verwaltungsstellen der Kirche sind: Sekretariat des Reichsbischofs, Kirchliches Außenamt (für diese beiden ist Stellvertreter des Reichsbischofs der Chef des Stabes), Deutsche Evangelische Reichskanzlei (Stellvertreter deren leitender Beamter).

Der Reichsbischof hat an Stelle der bisherigen Fürbitte für die Obrigkeit im Fürbittengebet folgende Fürbitte angeordnet: „Deiner Gnade befehlen wir insbesondere den Reichspräsidenten und den Reichskanzler. Stehe ihnen bei mit deinem Geist und deiner Kraft und laß ihr Werk gelingen zum Heil und Segen für unser deutsches Volk."

Reichsminister Goebbels sagte in seiner Rede in Hamburg: „Wären die Kirchen vom wahren christlichen Geiste beseelt, dann hätten sie es niemals dem Staat überlassen, in diesem Winter die Armen über Kälte und Hunger hinwegzubringen." VZ 51

Der 15. April soll als Volkstag der Inneren Mission gestaltet werden mit Straßensammlung usw.

Pastor Lic. Riege, Hildesheim, in einem Aufsatz der „Hildesheimer Allgemeinen Zeitung" vom 12. Februar: „Was wollen die Deutschen Christen und wo stehen sie heute?" Entweder müsse man das Christentum aufgeben wie die ADG, oder man müsse aus dem Umbruch der Zeit eine positive Auffassung vom Christentum, etwa im Sinne Alfred Rosenbergs, erstehen lassen. JK 5

Das Evangelische Jugendwerk ist am 4. März in feierlicher Form mit Gottesdienst im Dom in Berlin in die Hitler-Jugend eingegliedert worden. Baldur von Schirach sagte bei der Führertagung der HJ: Nur die katholische Jugend steht noch außerhalb, aber ehe das Jahr 1934 zu Ende geht, wird auch sie eingegliedert werden. Er hat an die katholische Jugend einen Aufruf gerichtet, sie möge ihre Sonderstellung aufgeben.

Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach sagte auf einer Jugendversammlung in Halle am 18. März: „Wenn die konfessionelle Jugenderziehung den Wert hätte, den zu haben sie vorgibt, so wäre der ganze Zusammenbruch von 1918 nicht möglich gewesen. Ich kann mich nicht ausschließlich nur zur evangelischen oder katholischen Kirche bekennen. Ich bin ein positiver Christ, aber ich bin nicht bereit, eine Trennungswand zu errichten zwischen meinen Arbeitern und Bauern und mir. Ich will dieser Jugend alle Möglichkeiten einer religiösen Betätigung gewähren. Nie ist von der Führung der Hitler-Jugend einem jungen Katholiken oder Protestanten die Möglichkeit des Besuches des Gottesdienstes genommen worden. Aber ist es nicht auch nötig für die Religion, daß zunächst einmal das ganze deutsche Volk einig wird in seinem Bekenntnis zu Deutschland? Wir wollen die Anfänge einer gewaltigen Entwicklung an der Schwelle eines neuen Jahrtausends nicht mit Auseinandersetzungen anfangen, die uns zermürben und uns entzweien können. Wir wollen nur, wie wir der Kirche ihr Recht zu geben bereit sind, daß sie auch uns das Recht gebe, daß wir den Staat führen. Wir verlangen, daß die weltanschauliche Erziehung für den Staat ausschließlich Sache der HJ sein soll."

Der Reichsverband der evangelischen Jungmännerverbände hat für die Osterwoche eine Amtsträgertagung des gesamten Reiches einberufen, auf der eine Entscheidung über die künftige Organisation und den Arbeitseinsatz der angeschlossenen Jugendlichen über 18 Jahre, die von der Eingliederung in die Hitler-Jugend nicht berührt worden sind, getroffen werden soll.

Die Staatspolizeistelle Köln hat im Interesse der öffentlichen Ordnung für den gesamten Regierungsbezirk den konfessionellen Jugendverbänden jedes geschlossene Auftreten in der Oeffentlichkeit vorläufig untersagt.

Der Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins stimmte den neuen Richtlinien über die Zusammenarbeit des Vereins mit dem kirchlichen Außenamt zu. Der bisherige Vorsitzende, Professor Franz Rendtorff, erklärte seine Absicht, von der Führung des Vereins zurückzutreten, die bis zur endgültigen Wahl eines neuen Vorsitzenden dem Leiter des kirchlichen Außenamts, Bischof D. Heckel, übertragen werde. Mit der Wahrnehmung der laufenden Geschäfte beauftragte dieser den bisherigen Generalsekretär und die bisherigen Geschäftsträger.

Die Hochkirchliche Vereinigung hat bei ihrer Jahresversammlung in Berlin am 7. März 1934 sich erneut zu dem biblischen Evangelium von Christo Jesu, Gottes und der Jungfrau Sohn, dem gekreuzigten Erlöser, dem auferstandenen Herrn, zur Augsburgischen Konfession und zur göttlichen Stiftung des Amtes der Kirche bekannt; sie wünscht eine dementsprechende Ausgestaltung der Verfassung, vor allem die volle Wiederherstellung des altkirchlichen Bischofsamtes auf Grund der apostolischen Sukzession. Bei aller selbstverständlichen Treue gegenüber der rechtmäßigen staatlichen Obrigkeit will sie die Freiheit und Souveränität der Kirche Christi gegenüber jedem Versuch der Aufrichtung eines neuen Staatskirchentums verfechten.

Auf die Bitte der rheinischen Pfarrerbruderschaft hin, die sich scharf gegen die 28 Thesen der sächsischen Deutschen Christen gewandt hatte, hat im Auftrag der Berliner theologischen Fakultät Professor Reinhold Seeberg ein Gutachten verfaßt, das eine vermittelnde Haltung einnimmt.

Auf einem Kirchentag der Synode Gelsenkirchen wurde die Forderung nach einer überkonfessionellen nationalen Einheitskirche erhoben. „Da beide Kirchen", so erklärte der Regierungspräsident Matthäi, „es nicht fertiggebracht haben, die Einigung zu erreichen, so wird der Nationalsozialismus dafür sorgen, daß das deutsche Volk nicht länger auseinandergerissen wird." epd

Die von Dr. Krause geführte Glaubensbewegung „Deutsche Volkskirche" hat ihren Namen geändert und nennt sich jetzt „Volkskirchliche Deutsche Glaubensbewegung". epd

Das Oberlandesgericht Karlsruhe hat in einem Urteil vom 2. März 1934 die Anfechtung einer arisch-jüdischen Mischehe wegen Irrtums über die Bedeutung des Rasseprinzips und der Rasseverschiedenheit zugelassen. Es hat in einer ausführlichen Begründung Mischehen zwischen Ariern und Nichtariern „nicht nur als nicht wünschenswert, sondern verderblich, unnatürlich und widernatürlich" bezeichnet. Das Gericht ist dann zu der Entscheidung gekommen, daß der Kläger bei Kenntnis der wahren Sachlage die Ehe nicht geschlossen hätte und daß deshalb hier der § 1333 (Irrtum über wesentliche persönliche Eigenschaften des Ehegatten) anzuwenden sei.

In Berlin arbeitet jeder Bischof oder Propst mit seinem eigenen Beamtenstabe; das brandenburgische Konsistorium besteht tatsächlich nicht mehr in der bisherigen Weise als einheitlich geleitete Behörde.

Dem Landesjugendpfarrer Wegeleben in Erfurt wurden Vorträge über die Eingliederung der evangelischen Jugend vom thüringischen Innenministerium untersagt, weil er zu erkennen gegeben habe, daß er den Verordnungen des Reichsbischofs nicht Folge leisten wolle. VZ 56

Pfarrer Kuptsch in Riesenburg ist vom Konsistorium der Provinz Ostpreußen wegen seiner Schrift „Mit Hitler zur Volksgemeinschaft und zum Dritten Reich, mit Christus zur Glaubensgemeinschaft und zur dritten Kirche" vorläufig vom Amt enthoben und gegen ihn das förmliche Disziplinarverfahren mit dem Ziele der Entfernung aus dem Amte eingeleitet worden. Der Gemeindekirchenrat hat telegraphisch Protest erhoben.

Wie die Essener „Nationalzeitung" mitteilt, hat der Leiter des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse die auf Widerruf erfolgte Eintragung des Pfarrers J. Gauger in Wuppertal-Elberfeld in die Berufsliste der Schriftleiter widerrufen. Pfarrer J. Gauger, der Schriftleiter des evangelischen Wochenblattes „Licht und Leben" war, darf danach eine Tätigkeit als Schriftleiter nicht mehr ausüben. Gauger habe durch Ausführungen in Nummer 10 seines Blattes (11. März 1934) gegen die Bestimmungen des § 14 des Schriftleitergesetzes verstoßen. „Licht und Leben" dürfe so lange nicht mehr erscheinen, als der Verlag nicht einen in die Berufsliste eingetragenen Schriftl-

leiter als Hauptschriftleiter genannt habe. Nach § 14 sind Schriftleiter verpflichtet, aus den Zeitungen alles fernzuhalten, „was geeignet ist, die Kraft des Deutschen Reiches nach außen oder im Innern, den Gemeinschaftswillen des deutschen Volkes, die deutsche Wehrhaftigkeit, Kultur oder Wirtschaft zu schwächen oder die religiösen Empfindungen zu verletzen".

Zugunsten der drei gemaßregelten Führer des Pfarrernotbundes in Breslau sind aus ihren Gemeinden 15 500 Unterschriften bei der Behörde eingegangen. Die Deutschen Christen beschwerten sich darauf in einem Flugblatt, daß das Kirchenvolk durch solche Unterschriften aufs neue zerrissen werde. Ein Flugblatt der Gegenseite, unterschrieben von 16 Pfarrern und 11 Gemeinden, stellt das richtig und zugleich fest, daß von den Breslauer Pfarrern, die zu den Deutschen Christen gehörten, alle bis auf sechs ihren Austritt aus den Deutschen Christen vollzogen haben.

In Berlin-Wilmersdorf wurden 1500 Unterschriften zugunsten des gemaßregelten Pfarrers abgegeben.

Superintendent Dr. Schmidt in Oberhausen (Rheinland) berichtete an seine Behörde: „Anzeigen über Zuwiderhandlungen gegen die Verordnung vom 5. Februar sind bei mir nicht eingegangen. Wer von den Pfarrern und Hilfspredigern die Erklärung des Pfarrernotbundes vom 14. Januar verlesen hat, weiß ich nicht. Zu einer Selbstanzeige die Amtsbrüder aufzufordern — ein im Disziplinarverfahren unbekanntes Verfahren — kann ich mich nicht entschließen. Mit dem größten Teil der Amtsbrüder des Kirchenkreises stehe ich zu der Erklärung, wenn ich selbst sie auch nicht verlesen habe. Ich bitte also, mich zu allererst als schuldig anzusehen." Er wurde von seinem Amte beurlaubt. LL 10

Das Presbyterium der Reformierten Gemeinde Elberfeld erhob in einer Entschließung Anklage gegen den Reichsbischof, daß er durch sein verfassungs- und schriftwidriges Verhalten nicht dem Frieden der Kirche diene, sondern die Gewissen verwirre, das Rechtsgefühl verletze und die ganze rechtliche Ordnung unserer Kirchen in Frage stelle. Die Verordnungen seien für die evangelisch-reformierte Gemeinde Elberfeld als eine dem reformierten Bekenntnis angehörige schon deshalb unverbindlich, weil sie ohne Mitwirkung des reformierten Kirchenministers erlassen sind. Das Presbyterium wurde darauf vom Provinzialkirchenrat aufgelöst. Die nicht zu den Deutschen Christen gehörenden Aeltesten (nachdem sehr viele bei den Deutschen Christen ausgetreten waren, 40 von 50) protestieren, da § 32 der Kirchenordnung nur beharrliche Vernachlässigung oder Verweigerung der Pflichten als Grund für die Auflösung kennt. Ref KZ 10

Das Presbyterium Essen-Altstadt wurde aufgelöst, nachdem es den abgesetzten Pfarrer Graeber aufgefordert hatte, seinen Dienst weiter zu versehen.

Aus den Beschlüssen der „Freien Evangelischen Synode in Barmen vom 19. Februar (EW 5, Sp. 236), die von 30 unter den 33 Synoden des Rheinlandes mit je zwei Pfarrern und Aeltesten beschickt war: „Wir sehen den Grund der schweren Erschütterung der evangelischen Kirche in dem Angriff auf ihre bekenntnismäßige Grundlage durch Irrlehre, die sich in schriftwidriger Leitung der Kirche auswirkt... Das kirchliche Handeln von 1933, das mit kirchenfremden Mitteln unternommen wurde, ist als fleischliches Handeln gerichtet... Die Verordnungen vom 4. und 26. Januar und 3. Februar bringen mit ihrem Rechts- und Verfassungsbruch unsere Gemeinden unter eine papistische Herrschaft... Wir ermahnen unsere Brüder im Amt, Prediger und Aelteste, schriftwidrigen Verordnungen und Maßnahmen des jetzigen schriftwidrigen Kirchenregiments nicht zu gehorchen. Solcher Ungehorsam gegen ein Kirchenregiment, das wider Gottes Wort regiert, ist Gehorsam gegen Gott." Vollständig abgedruckt Ref KZ 8, Reformation 6; als Flugblatt zu beziehen von K. Heuser, Elberfeld, Stuttbergstr. 26.

Die Pfarrkonferenz der Synode Bonn erhob Einspruch gegen das Disziplinarverfahren gegen Graeber und die Verordnungen des Reichsbischofs vom 26. Januar und 3. Februar und stimmte den Entschließungen der Freien evangelischen Synode zu. Ref KZ 10

Der Brüderrat des Pfarrernotbundes bat um Aufnahme in die Freie evangelische Synode und forderte seine Mitglieder auf, ihre Gemeinden oder Gemeindekreise dieser anzuschließen. IK 5

14 neue Gemeinden sind dem Reformierten Bunde beigetreten.

Das Evangelische Gemeindeblatt für Ostpreußen wurde erneut auf zwei Monate verboten. ProtBl 10

Bei der Halleschen Missionskonferenz wurde die von jeher übliche studentische Missionskonferenz verboten, weil der Führer der Studentenschaft allein zur Berufung solcher Versammlungen berechtigt sei. ED 10

Bischof Peter drohte in einem Schreiben an die Patrone des Eichsfeldes, die sich für den suspendierten Superintendenten Müller eingesetzt hatten, mit Entsendung eines Kommissars. IK 5

Landesbischof Coch erklärte in einem Vortrage über die kirchliche Lage in Leipzig am 1. Februar, er habe dem Führer gesagt: im Bekenntnis seien sich die Evangelischen immer einig gewesen. Wenn es trotzdem zur Uneinigkeit gekommen ist, so müsse das andere Gründe haben. Es sei nun festgestellt, wie staatsgefährlich der Pfarrernotbund sei. AELK 38

In Sachsen wurde den protestierenden Pfarrern eine Erklärung vorgelegt, in der sie ihr Vorgehen bedauern und versprechen sollten, sich rückhaltlos unter die Führung der Kirche zu stellen. Bei Leistung der Unterschrift sollte Einstellung des Disziplinarverfahrens erfolgen. Von 141 haben nur 3 unterschrieben. LL 10

In Sachsen ist den Pfarrämtern der Bezug der Zeitschrift „Christenkreuz und Hakenkreuz" zur Pflicht gemacht worden. ED 10

Der Vorsitzende der „Lutherischen Vereinigung", Domprediger Propst v. Schwartz, Braunschweig, und der Führer der kirchlichen Rechten im früheren Landeskirchentag, Kirchenrat Palmer, Blankenburg, wurden in den Ruhestand versetzt, gegen den Führer des Pfarrernotbundes, Pastor Lachmund, Blankenburg, das Disziplinarverfahren mit dem Ziele der Amtsentsetzung eingeleitet.

Die Gruppe „Evangelium und Kirche" in Hamburg hat sich aufgelöst.

In Mecklenburg ist den Geistlichen, die der SA oder SS angehören, gestattet, bei Feldgottesdiensten und anderen Gottesdiensten, die von der nationalsozialistischen Bewegung getragen werden, im Braunhemd oder ihrer Dienstuniform Gottesdienst zu halten. ED 10

In Schaumburg-Lippe ist das Kirchenstuhlrecht aufgehoben worden.

Der badische Oberkirchenrat hat beschlossen, daß die freiwerdenden Sitze der Landessynode vom Landesbischof nach Anhörung des Oberkirchenrats besetzt werden. Pfarrer Heinrich Kappes ist durch Erkenntnis des Dienstgerichts in den Ruhestand versetzt worden.

Auf Betreiben der Hitler-Jugend haben die Buchhändler in Freiburg i. Br. sich verpflichtet, das Buch von Kardinal Faulhaber, „Judentum, Christentum, Germanentum", nicht mehr zu verkaufen. VJ 62

Die katholischen Verbindungen verlangen von den eintretenden evangelischen Mitgliedern, daß sie bereit sind, nach den religiösen und sittlichen Vorschriften ihrer Kirche zu leben. Ein angesehener evangelischer Theologe wird ersucht, sie wegen Festlegung der religiösen Betätigung und gemeinsamer religiöser Feiern für ihre evangelischen Mitglieder ständig zu beraten.

Die Ausgaben für Bier und Branntwein sind in Deutschland 1932/33 um 615 Millionen geringer gewesen als im Vorjahre: 41,70 gegen 51,26 auf den Kopf.

In Wilna ist mit Unterstützung des Vatikan als Anfang einer Uebersetzung des Neuen Testaments in die weißrussische Sprache das Matthäusevangelium erschienen.

Das Konsistorium in Warschau hat feierliche Schulgottesdienste für den Namenstag Pilsudskis angeordnet. PJ 15

Der Gemeinde Sellnowo in Polen wurde durch Gemeindebeschluß das von deutschen Gemeindegliedern errichtete evangelische Bethaus entzogen; es soll Versammlungslokal eines polnischen Schützenverbands werden. Pos Ev Kbl 5

Auf einer Tagung des Lodzer Volksverbandes wurde das Kirchengesetz über die polnische Kirchenverfassung als völlig unannehmbar abgelehnt.

Der wegen eines scharfen Angriffs auf die protestantischen Körperschaften in der jesuitischen Zeitschrift „Magyar Kusturo" angeklagte Katechet Pezenhoffer wurde freigesprochen; daß er die Kalvinisten Heiden genannt habe, habe sich nicht auf ihren Glauben, sondern auf ihre Lebensweise bezogen. — Der reformierte Katechet Istvan Sabo wurde wegen eines Flugblattes, in dem „Der Kultus der heiligen Rechten" angegriffen wurde, zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Der Konvent des Pester reformierten Kirchendistrikts erklärte, daß er sich mit jedem Punkte der Abhandlung identifiziere. UPP 2

Die Gottesdienste der Klausenburger reformierten Kirche werden von der Gendarmerie gestört, die in den Kirchen in voller Bewaffnung erscheint, um nach irredentistischen Aeußerungen der ungarischen reformierten Pastoren zu fahnden. Schw Af Jt 7

In Leningrad sind 40 russische, in der Ukraine 5 evangelische und 3 katholische deutsche Pfarrer, darunter der evangelische Propst von Südrußland verhaftet worden. In manchen Gebieten gestattet die Behörde den früher erlaubten Religionsunterricht an die Achtzehnjährigen nicht mehr, so daß Konfirmandenunterricht und Konfirmation völlig wegfallen. Von den 200 evangelischen Pastoren sind in Rußland nur etwas mehr als ein Dutzend tätig. IK 5

Die Hagia Sofia in Konstantinopel wird in ein Museum für byzantinische Kunst unter Freilegung der alten Mosaiken umgewandelt.

Auf den japanischen Niederlassungen in Brasilien, in Sao Paulo, sind seit 1923 von der bischöflichen Kirche auf 20 Predigtplätzen und 10 Missionsstationen 507 Christen gesammelt, 2 Kirchen sind gebaut. NAM 1

Von Personen. Ernannt: Pfarrer Fritz v. d. Heydt in Koblenz zum 2. Direktor des Evangelischen Bundes in Berlin und Mitglied des Präsidiums; Prälat Kaas, Trier, der bereits seit längerer Zeit in Rom lebt, zum apostolischen Protonotar; D. Günther Dehn zum Hilfsprediger an der Kirche zum Heilsbronnen

in Berlin. Lehrauftrag erhielt in der theologischen Fakultät zu Berlin für kirchliche Baukunst der Professor Dr. Friedrich Seesselberg an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Promoviert: Oberkirchenrat Karl Bender, Karlsruhe, und Missionar Viethauer, Bali, zu DD. von Heidelberg. In den Ruhestand trat: Generalsuperintendent D. Stoltenhoff, Koblenz. Gestorben: der Generalsekretär der Deutschen CVJM, Paul Herzog; Professor D. Oskar Holtzmann in Gießen, Professor Otto Baumgarten in Kiel. ESt

## Verschiedenes

**Burbach †.** Nachdem wir eben erst am Grabe unseres Freundes Onnasch standen, erfüllt uns der Tod des Oberpfarrers Friedrich Burbach von Gotha mit neuer herzlicher Trauer. Einen unserer ältesten und treuesten Freunde verlieren wir in ihm. Gerade jetzt, da er am Sonntag nach Weihnachten seine Abschiedspredigt in der Mykoniuskirche gehalten hat, da wir für den nach schweren Operationen Verjüngten noch ein reiches Alter erhofften, das auch uns eigens zugute kommen sollte, müssen wir Abschied von ihm nehmen. Seine letzte Leistung in unserem Kreise kennen die Leser aus Nr. 24 des vorigen Jahrgangs: seinen Vortrag über „Germanisierung des Christentums (von Arthur Bonus zu Alfred Rosenberg)". Er starb seines Glaubens froh. Wir schauen ihm dankbar nach. R

**Die Philosophie und die Laien.** Vor Zeiten galt die Philosophie als die Magd der Theologie; später hat sie jedoch oft als die höchste Wissenschaft gegolten. Ob sie Wissenschaft, strenge Wissenschaft sei, es sein wollen dürfe, ist oft auch unter ihren eignen Vertretern strittig gewesen. Da jede ernste Philosophie wie der religiöse Glaube Letztem, Höchstem zugewandt ist, müssen sie und die Theologie einander immer wieder begegnen, sei es im Sinn der Zusammenarbeit, sei es in dem der Abgrenzung ihrer Arbeitsgebiete oder ihres Verfahrens. Eine Philosophie, die höchste Grundsätze darbieten will und es weiß oder empfindet, daß solche nur unter Einsatz des Innersten, in persönlichen Entscheidungen, nicht nur aus dem abstrakten Denken, sondern auch aus dem Leben heraus gewonnen werden, in verantwortlicher Erfassung unseres Daseins, eine solche Existenz- oder Existenzialphilosophie vollends wird immer wieder in Arbeitsgemeinschaft oder in Kampf mit der Theologie leben. Von solch heutiger Existenzphilosophie und von denjenigen Theologen, die eng mit ihr zusammenarbeiten, ist in der CW im letzten Jahre zu wenig die Rede gewesen. Daß Religionsphilosophie dieser Art dem Laien oft schwer verständlich ist, mag mancher Leser des Aufsatzes von Eisenhuth (1932, Sp. 355 ff.) empfunden haben. Und gewiß ist es das Ideal, daß von schwierigsten philosophischen Fragen so schlicht und klar gesprochen wird, wie es z. B. Schopenhauer tat. Durch gelehrte Schulsprache, durch unnötige neue oder Fremd-Worte dem Leser das Verständnis zu erschweren, bekannte Dinge in tiefsinnig klingenden Umschreibungen vorzutragen, ist unrecht, ist auch unphilosophisch, wenn doch Philosophie (ihrem Wortsinn nach) Liebe zur Weisheit ist, und es wird stets, sobald die Sache durchschaut ist, mit solchem Spott abgelehnt werden, wie ihn August Wilhelm Schlegel gegen seinen Bruder aussprach: vielleicht beschränke sich dessen ganzes Genie am Ende auf mystische Terminologie. Es fehlt an solch unnötiger Unverständlichkeit wahrlich auch in unseren Tagen nicht. Aber man muß die Philosophen nehmen wie sie sind. Und die Arbeit ernster Denker verdient, daß auch Laien sich mühen, ihr nachzusinnen. Die Ueberzeugung wird man bei einigen Philosophen unserer Tage rasch herausfühlen, Erkenntnis vom Höchsten sei nicht so wohlfeil anzueignen wie der Lernstoff der Schulen, sondern nur unter persönlichster Beteiligung. Daß, wer es vermag, darüber hinaus sich mit einzelnen Gedankengängen solcher Philosophen vertraut mache, dazu mögen Aufsätze wie der Zeltnersche helfen, dessen erstes Stück in dieser Nummer erscheint. M

**Vom Kampf in der Kirche.** Das Abkommen des Reichsjugendführers mit dem Reichsbischof vom 19. Dezember, durch das die evangelische Jugend in die Hitler-Jugend eingegliedert wurde, hat seine Fortsetzung gefunden in einem Kirchengesetz vom 2. März. Darin heißt es:

„Die Deutsche Evangelische Kirche faßt die gesamte evangelische Jugendarbeit zusammen und führt sie, von der Gemeinde ausgehend, als „Jugendwerk der Deutschen Evangelischen Kirche" durch. 1. Im Sinne des Abkommens zwischen dem Reichsbischof und Reichsjugendführer vom 19. Dezember 1933 treibt das Jugendwerk der Deutschen Evangelischen Kirche lediglich Wortverkündigung. 2. Alle im Jugendwerk der Deutschen Evangelischen Kirche tätigen Kräfte arbeiten lediglich im Auftrag und Dienst der Kirche. 3. Das Jugendwerk der Deutschen Evangelischen Kirche gilt der gesamten deutschen evangelischen Jugend. Eine Sondermitgliedschaft besteht nicht. Der Reichsbischof beauftragt mit der Leitung des Jugendwerkes der Deutschen Evangelischen Kirche den Reichsjugendpfarrer ..."

Schlemmer, der hier sich über das Dezember-Abkommen geäußert hat (Sp. 84 ff.), urteilt (im Protestantenblatt Sp. 188):

„Das heißt — kurz gesagt —: die evangelische Kirche gibt mit einem Schlage die gesamte bündische Jugendarbeit, die sich in fast hundertjähriger Geschichte entwickelt hat, restlos auf. Das war durch den Vertrag vom 19. Dezember 1933 nicht gefordert, sondern bedeutet eine grundsätzliche Entscheidung.

Wie sie sich im einzelnen auswirken wird, das muß Alle, denen an evangelischer Jugendarbeit liegt, aufs Stärkste beschäftigen." Wird, kann die verfaßte Kirche das ganz leisten, was bisher freie Vereine leisteten? Wird sie all diese freien Kräfte zu einträchtiger Arbeit zusammenfassen?

Graf Reventlow sagte am 18. März in Berlin über § 24 des Parteiprogramms, der zweite Absatz des Artikels habe die politische Stellung der im Kampfe mit dem Marxismus befindlichen Partei als solche festgelegt, woraus sich von selbst ergebe, daß „positives Christentum" im Sinne des praktischen Wirkens, nicht aber im Sinne einer Entscheidung für irgendeine Art Konfession gemeint sei. Unter Hinweis auf die Erklärungen Rosenbergs in dessen letzter Rede wandte er sich dagegen, daß Geistliche im Braunhemd predigen statt im Talar, der ihnen besser stünde. Vor allem verlangte er in religiösen Auseinandersetzungen die Wahrung des Niveaus. Religiöse Duldsamkeit sei die schönste Eigenschaft der germanisch-deutschen Menschen; lediglich die religiöse Unduldsamkeit gefährde die Einheit des deutschen Volkes.

Solchen Aeußerungen führender Nationalsozialisten für volle religiöse Duldsamkeit steht die Tatsache gegenüber, daß provinzielle und lokale Stellen nach wie vor die Machtmittel der Partei oder gar des Staates innerhalb der kirchlichen Kämpfe für die Deutschen Christen einzusetzen suchen. Schließlich aber wird eine Entscheidung nach der einen oder anderen Seite hin fallen müssen.

Am 5. März fand eine von Gegnern der Deutschen Christen stark beschickte Freie evangelische Synode für Berlin und Brandenburg in Berlin-Dahlem statt.

Bischof D. Karow von Berlin, der nicht zu den Deutschen Christen gehört, ist zurückgetreten. An der brandenburgischen Provinzialsynode, die am 16. 3. tagte, hat er bereits nicht mehr teilgenommen, ebenso blieb die Gruppe „Evangelium und Kirche" fern. Auch auf der sächsischen Provinzialsynode waren die Deutschen Christen allein, da die Verlesung einer Erklärung der Gruppe „Evangelium und Kirche", wonach sie das Reichskirchengesetz vom 2. März über die Leitung der altpreußischen Kirche und einige frühere Verordnungen des Reichsbischofs für rechtsungültig hält, vom Vorsitzenden der Synode nicht zugelassen wurde. Nicht beteiligt hat sich die Gruppe „Evangelium und Kirche" auch in Rheinland und Pommern. Auf der schlesischen Provinzialsynode, die unter Vorsitz des Propsten Jenetzki (nicht des Bischofs Zänker) tagte, lehnten die Deutschen Christen, die in der Mehrheit sind, die Wahl einer kleineren neuen Synode, wie sie das Gesetz vom 2. 3. fordert, ab; am besten sei es, wenn der Bischof die Abgeordneten ernenne. (Die Gruppe „Evangelium und Kirche" wäre zur Beteiligung an einer Wahl bereit gewesen, obwohl sie das Gesetz vom 2. 3. für ungültig hält.) So ist hier eine Wahl überhaupt nicht zustande gekommen.

Auf der westfälischen Provinzialsynode hielt Präses D. Koch eine Eröffnungsrede, die betonte, Westfalen könne sich um der ihm in der Verfassung der altpreußischen evangelischen Landeskirche ihm zugesicherten Rechte willen dem Gesetz vom 2. 3. nicht fügen (die Rede ist zu beziehen von der Druckerei Gemeinwohl, Essen). Die Deutschen Christen verließen die Synode; sie wurde dann polizeilich aufgelöst. Die Mehrheit (die hier nicht den Deutschen Christen angehört) hat sich dann als freie Synode wieder versammelt und Beschlüsse im Sinne des Protestes gefaßt. Am 18. fand ein westfälischer Gemeindetag in Dortmund statt, bei dem Präses Koch, D. v. Bodelschwingh u. a. sprachen.

Den Berliner Bischof vertritt bis auf Weiteres Propst Eckert. 24. 3. M

**Baumgarten †.** Der Kreis seiner Gesinnungsgenossen und Anhänger veranstaltete am 21. März nach langer Zeit zum ersten Male wieder eine öffentliche Versammlung zur Aussprache über kirchliche Fragen. Vor Beginn dieser Versammlung ist er, umgeben von seinen Freunden, einem Herzschlag erlegen. Für den 76jährigen Kämpfer ein schöner Tod an der Stätte seines Wirkens; von 1894 bis 1926 ist er Professor der praktischen Theologie in Kiel gewesen. Aber wie Viele trauern um ihn! M

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rückendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haftgebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 I. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

**Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. April**

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage Ferdinand Hirt, Breslau und Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, bei. Um frdl. Beachtung wird gebeten!